

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

24. Jahrgang • Nr. 93 • Juni 2012



SYNAGOGUE IN DER TURNERGASSE

S O M M E R 5 7 7 2

Inhaltsverzeichnis

Die virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge in Brünn	Seite 2
Katharina WOLF	
DAVID im Gespräch mit Israels Botschafter Aviv Shir-On	Seite 6
Alfred GERSTL	
Galizien	
Vergangenheit in der Gegenwart	Seite 12
Börries KUZMANY und Marianne WINDSPERGER	
Zur Erteilung des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich an Herrn Amtsdirektor i.R. Regierungsrat Ilan Beresin	Seite 14
Alfred GERSTL	
A New Light. Interview mit Shmuel Barzilai, dem Oberkantor der Wiener jüdischen Gemeinde	Seite 16
Tina WALZER	
Die „freihaiten der juden zu Goblsburg“ im Jahr 1642'	Seite 20
Gerald GNEIST	
Die jüdischen Soldaten in der k. k. Monarchie	Seite 24
Hubert Michael MADER	
Die Bergische Synagoge in Wuppertal	Seite 28
Manfred LEMM	
Die Initiative Respekt.	
Patricia Kahane und Amos Davidovits im Interview	Seite 30
Tina WALZER	
Buchrezensionen	Seite 32



einen schönen sommer
wünschen ihnen

bm mag. johanna mikl-leitner labg. mag. lukas mandl
öaab-bundesobfrau öaab-generalsekretär

aab.tv
facebook.com/oeaab
twitter.com/oeaab_com



Politische Akademie der ÖVP
1120 Wien, Tivoligasse 73
Tel.: +43-81420-0

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der POLITISCHEN AKADEMIE
wünschen einen schönen und
erholsamen Sommer.



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen angenehme und
geruhssame Sommertage.



Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
Operngasse 20 B
Tel. +43 (0)1/581 11 06
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

**wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID einen schönen Sommer**

Ostfassade war eine sich über zwei Stockwerke erstreckende Apsis angedockt, welche die Thorarollen beinhaltet. Zur Ponavka-Strasse hin war das Gebäude durch einen schmiedeeisernen Zaun abgetrennt. Die Zufahrt in den Hof ermöglichten zwei Eisentore. Das gesamte Gebäude wurde vollkommen symmetrisch entworfen, mit Ausnahme des etwas rückversetzten Turmes sowie sechs weiteren kleinen Aufbauten an der Südseite. Von aussen betrachtet sollte das Gebäude den Eindruck einer Steinfassade vermitteln, die Fugen waren jedoch nur auf den Aussenputz aufgemalt. Die Tragkonstruktion und auch die Rundbögen, welche die Frauengalerien trugen, bestanden aus Stahlbeton, während die Aussenmauern geziegelt waren.⁴ Der Grossteil des Innenraumes war vermutlich lediglich verputzt, wobei sich diese Annahme allein auf die einzige, in bescheidener Qualität vorliegende Originalfotografie stützt.

Abriss erst 1985/86

Bis zum Einmarsch der Nationalsozialisten und der damit einhergehenden Deportation sämtlicher jüdischer Bewohnerinnen und Bewohner Brünns diente der Tempel seinem ursprünglichen Zwecke als Ort der Zusammenkunft und des Gebets. Was genau während der nun folgenden Kriegsjahre damit geschah und warum er nicht, wie die Grosse Synagoge, abgerissen wurde, ist leider nicht überliefert. Man kann jedoch davon ausgehen, dass die meisten Gegenstände, welche sich im Inneren des Baues befanden, Plünderern zum Opfer fielen. Ein Bombenangriff im Jahr 1945 ist einzig durch Fotografien des Fotoarchives Yad Vashem dokumentiert.⁵ Diese Bilder zeugen von einer gewaltigen Explosion, welche einen grossen Teil des oberen Stockwerks der südlichen Fassade in Mitleidenschaft gezogen hatte. Über die Renovierungsarbeiten und dessen Beteiligte konnten jedoch keine Informationen gefunden werden. Möglicherweise wurden diese Beschädigungen sogar bis in die 1950er Jahre nicht behoben, wie ein Brief des Brünner Zentralen Nationalkomitees an die Jüdische Gemeinde Prag vermuten lässt.⁶

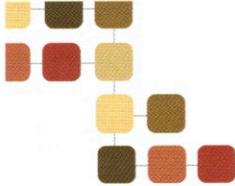
Den Grundbüchern kann man auch die weitere Geschichte des Bauwerkes entnehmen.⁷ Es wurde durch mehrere Hände gereicht, allerdings fand es scheinbar durchgehend als Möbellager Verwendung, um letztendlich in den Wintermonaten 1985/86 einem Zubau des städtischen Unfallkrankenhauses zu weichen. Im Zuge dieses Abrisses wurde eine Vielzahl von Schwarz-weiss-Fotografien angefertigt⁸, welche gemeinsam mit einer kurz davor erstellten planlichen und bildlichen Baudokumentation⁹ die wichtigste Grundlage für die virtuelle Aufarbeitung der Neuen Synagoge darstellten. Originale Planunterlagen und Dokumente gelten als verschollen, und so lässt sich festhalten, dass die vorliegende Rekonstruktion alle bis dato verfügbaren Informationen zusammenführt und den Originalzustand möglichst authentisch wiedergibt. ■

[1] Wolf, Katharina: Virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge in Brunn, Diplomarbeit TU-Wien, 2012.

[2] Wiczorek, Robert Kazimierz: Virtuelle Rekonstruktion der Synagoge in Olmütz (Olomouc), Diplomarbeit TU-Wien, 2011.
 [3] Brunner, Moritz. Geschichte der Juden in Brunn. Hrsg. von Hugo Gold. Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart. Brunn: Jüdischer Buch- und Kunstverlag Brunn, 1929, S. 135-172.
 [4] Klenovský, Jaroslav. Brno □idovské - Jewish Brno. Brno: ERA, 2002.
 [5] <http://collections.yadvashem.org/photosarchive> [Online].
 [6] NPU – Nationale Denkmalanstalt/Archiv des Staatlichen Denkmalamtes für Mähren und Schlesien.
 [7] Katastralamt Brunn.
 [8] Jüdisches Museum Prag.
 [9] Jaroslav Klenovsky.



Im Namen
der Landeshauptstadt
Innsbruck
wünsche ich allen
Leserinnen und Lesern
des DAVID
und der gesamten
jüdischen Gemeinde
Österreichs
einen schönen und erholsamen Sommer.
Mag.ª Christine Oppitz-Plörer
(Bürgermeisterin)




WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN
Weiter kommen.

WIENER WIRTSCHAFT LEBT VIELFALT

Immer mehr Unternehmen erkennen, dass personelle Vielfalt einen wesentlichen wirtschaftlichen Erfolgsfaktor darstellt.

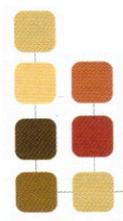
Die Plattform „Charta der Vielfalt“ vernetzt diese Unternehmen und stellt sie ins Rampenlicht.

Bekennen auch Sie sich zu gelebter Vielfalt und unterzeichnen Sie die



www.charta-der-vielfalt.at

Informationen zur Charta der Vielfalt in Österreich:
 Abteilung Wirtschaftspolitik, Diversity-Referat
 T +43 1 514 50-1244 | E diversity@wkw.at
 W www.wko.at/wien/diversity



hatte sich nie zur nationalsozialistischen Vergangenheit bekannt. Das Land hat sich immer als antifaschistische Macht dargestellt – die Nazi-Verbrechen habe Westdeutschland begangen. Auch im Nahen Osten trat die DDR rhetorisch als „Friedensengel“ auf, allerdings verfolgte sie einen strikt anti-israelischen Kurs und unterstützte die PLO. Israelische Diplomaten konnten zwar Termine in Westberlin wahrnehmen, Ostberliner Boden durften sie jedoch anders als die anderen Diplomaten nicht betreten. Dort herrschte für uns immer eine angespannte Situation.

Nach dem Fall der Mauer wollte die DDR dann jedoch Kontakte zu Israel einfädeln. Da Israel sich seit jeher normale Beziehungen mit allen Staaten der Erde wünscht, kam es in Westberlin zu einem Treffen. Doch, wie wir rasch erkannten, war der einzige Grund für die Initiative der DDR, dass sich die Führung von einer Anerkennung Israels Unterstützung für die weitere Existenz von zwei deutschen Staaten erhoffte. Israel hätte dafür sozusagen das wichtigste diplomatische Gütesiegel vergeben. Deshalb lehnte Israel die Aufnahme diplomatischer Beziehungen ab.

Aufgrund der Nazi-Vergangenheit sind Österreich und Deutschland doch sicherlich schwierige Posten für israelische Diplomaten?

Beide sind emotional sehr schwierig. Deutschland ist das einzige Land, in das israelische Diplomaten aus Gewissensgründen eine Entsendung ablehnen dürfen. Dass meine erste Auslandsmission in Bonn war, empfand ich jedoch als eine grosse Auszeichnung. Und in meiner Familie herrschte die Einstellung, dass die zweite Generation Brücken zwischen Israel und Deutschland schlagen sollte. Meine Frau hatte am Anfang Bedenken, als wir 1981 nach Bonn gingen. Doch diese wurden rasch zerstreut: Wir haben sehr positive Alltagserfahrungen gemacht und gesehen, wie aktiv die Deutschen versuchten, mit ihrer Vergangenheit klar zu kommen.

Sie kennen ja die Geschichte und Politik Österreichs und Deutschlands bestens. Im Vergleich zu Deutschland: Wie beurteilen Sie den Stand der Vergangenheitsbewältigung in Österreich?

Dass sich Österreich lange als erstes Opfer Hitler-Deutschlands gesehen hat, hat zu Problemen und Missverständnissen geführt. Lange Zeit waren in Österreich Verdrängen und Vergessen angesagt, es hiess, „das waren die Nazis da drüben“ Deutschland war mit der Aufarbeitung seiner Vergangenheit schon viel früher viel weiter. Unter Bruno Kreisky waren die politischen Beziehungen nicht die besten. Doch er hat immer einen Unterschied gemacht zwischen seiner Kritik an der Politik Israels und der Unterstützung der Araber im Nahost-Konflikt auf der einen Seite und seiner Hilfe z.B. für jüdische Auswanderer aus der

Sowjetunion auf der anderen Seite.

Seit der Waldheim-Affäre hat Österreich grosse Fortschritte in der Vergangenheitsbewältigung gemacht. Der damalige Bundeskanzler Vranitzky fand bei seinem Israel-Besuch 1993 deutliche Worte und bekannte sich zu allen guten wie schlechten Taten der Österreicher. 2009 kritisierte Bundespräsident Fischer vor ehemaligen jüdischen Auswanderern die Opfer-These. Dazu gibt es viele positive Initiativen des Unterrichtsministeriums, des National- und des Zukunftsfonds sowie beachtliche Fortschritte wie z.B. bei der Restitution von Kunstschätzen.

Erlauben Sie mir sozusagen die umgekehrte Frage: Welches Image hat Israel aus Ihrer Sicht in Österreich und Deutschland heute?



"Wir haben keine territoriale Tiefe, deshalb benötigen wir Sicherheitsgarantien." - Fotos: A. Gerstl

Das Image Israels hat seit Ende des Kalten Krieges und unter dem Nahost-Konflikt sicherlich gelitten. Nach der Gründung Israels genossen wir als die schwächere Seite viel Sympathie. Auch weil unsere Umgebung nicht bereit war, uns als Tatsache zu akzeptieren: Die arabischen Nachbarstaaten begannen 1948 und 1967 Kriege, um uns auszulöschen. Selbst heute haben wir nur mit Ägypten und Jordanien Friedensverträge.

Heute werden jedoch die Palästinenser als die schwächere Partei gesehen: Israel ist wirtschaftlich erfolgreich und ein demokratischer Staat. Man erwartet von uns, als

der stärkeren Seite, dass wir mehr Kompromisse machen, um den Konflikt zu beenden. Ephraim Kishon fasste dies schon nach dem Sechs-Tage-Krieg im ironischen Titel seines Buches „Verzeihung, wir haben gewonnen“ zusammen.

Israel ist die einzige Demokratie im Nahen und Mittleren Osten, und trotzdem wird Israel in den internationalen Institutionen, etwa dem Menschenrechtsrat in Genf, am meisten kritisiert. Vor wenigen Wochen hat ausgerechnet Assads Syrien Israel offiziell wegen der Situation am Golan angeprangert. Wenn man immer nur Negatives hört, so belastet das das Image natürlich, nach dem Grundsatz: Es wird schon irgendetwas an diesen Vorwürfen dran sein, wenn sie sooft wiederholt werden. Wir haben in unserer Öffentlichkeitsarbeit den Fehler gemacht, dass wir ganz einfach davon ausgegangen sind, dass die Welt unsere Sichtweise versteht und teilt.

Der Schriftsteller Günther Grass hat in seinem Gedicht heftige Kritik an Israel geübt. Ihm wurde daraufhin Antisemitismus vorgeworfen.

Es ist ein unsinniger Vorwurf, dass jeder, der Israel kritisiert, ein Antisemit ist, wie das jetzt Günther Grass vorgeworfen wird. Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass es nach wie vor sehr viele Antisemiten gibt. Und selbstverständlich gibt es auch legitime Kritik an Israel – das ist völlig in Ordnung in einer

Der Sommer ist da, und ich möchte allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen eine schöne Zeit und gute Erholung wünschen.

Wo immer Sie sich in den Sommermonaten aufhalten mögen – Friede, Dialog, Toleranz und Verständnis sind überall auf der Welt wichtig und notwendig. Und das werden wir alle nie aus den Augen verlieren!

Schönen Sommer!

Fritz Neugebauer



© ÖVP-Klub/Bettina Mayr-Siegl

Fritz Neugebauer
Zweiter Präsident des Nationalrates



REPUBLIK ÖSTERREICH
Parlament

BUNDESPRESSEDIENST  ÖSTERREICH

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1014 Wien
Servicetelefon 0800 222 666
(gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr
service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und
Unterstützung zu E-Government,
Handy-Signatur und Bürgerkarte
Ballhausplatz 1 (Eingang
Schauflegasse), 1014 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr
help.gv.at





*Einen schönen
und erholsamen Urlaub
allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht*

*im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing*

*Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing. Heinz Gerstbach*

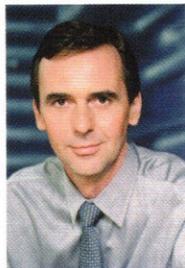
Den jüdischen Bürgern
in unserem Lande
wünsche ich einen schönen
Sommer!



HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland



Schalom!
Einen schönen
Sommer wünscht
allen LeserInnen der
Zeitschrift DAVID
Josef Eichinger
Bezirksvorsteher-Stv.
Wien-Währing



Gerhard Kubik
Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht
allen jüdischen
Bürgern einen
schönen Sommer!



Mag. Manfred Juraczka
Landesparteiobmann der ÖVP Wien

Im Namen der ÖVP Wien
wünsche ich Ihnen allen
einen schönen Sommer.



*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*
HERMINE MOSPOINTNER
*wünscht einen schönen
Sommerurlaub!*



ÖVP Wien, Rathausplatz 9, 1010 Wien,
Tel.: 01/51543-900, Fax: DW 929
Internet: www.oevp-wien.at

Bevölkerung suchte meistens ihr Glück in Übersee, während es die Einwohner der Shtetl sowohl nach Amerika als auch in die urbanen Zentren der Habsburgermonarchie und Europas verschlug.

Neben den wirtschaftlichen Problemen war Galizien auch einer der Brennpunkte des Nationalitätenkonflikts in der Donaumonarchie. Hauptkonfliktparteien waren die polnische und die ruthenisch-ukrainische Nationalbewegung. Während in Westgalizien über 90 Prozent der Bevölkerung Polen waren, hatten in Ostgalizien die Ruthenen die Mehrheit, wenn auch nicht in den Städten. In den urbanen Zentren Galiziens machten neben Polen auch Juden einen gewichtigen Teil der Einwohnerschaft aus. In Kleinstädten stellten sie häufig sogar die Mehrheitsbevölkerung.

Trotz der ethno-konfessionellen Konflikte nimmt Galizien in der polnischen und ukrainischen Nationalgeschichtsschreibung einen tendenziell positiven Stellenwert ein, da infolge der prinzipiell multinationalen und rechtsstaatlichen Struktur der Habsburgermonarchie der Entfaltung der Nationalbewegungen weniger Repression erwuchs. Grundlegende Werke der nationalen Historiografien konnten an galizischen Universitäten verfasst werden; in Architektur und bildender Kunst konnte sich polnisches und ukrainisches Nationalgefühl manifestieren.

Selbst zur jüdischen Nationalbewegung hat Galizien sein Scherflein beigetragen: Nur dank der in Galizien (und der Bukowina) gewählten Abgeordneten konnte sich im Wiener Reichsrat 1907 erstmals ein jüdischer Parlamentsklub bilden. Auch in den Literaturen der jeweiligen Sprachen gab es Autoren von überregionaler Bedeutung, etwa Stanislaw Wyspiański oder Ivan Franko. In der deutschsprachigen Literatur spielt Galizien ebenfalls eine bedeutende Rolle, neben Leopold von Sacher-Masoch und Karl Emil Franzos steht vor allem Joseph Roth für die Bearbeitung galizischer Themen. Roth genauso wie seine polnisch schreibenden, aber ebenfalls jüdischen Zeitgenossen Bruno Schulz und Józef Wittlin schrieben über Galizien in der Zwischenkriegszeit, als es als politische Einheit bereits verschwunden war. Grosse Namen der jiddischen Literatur wird man in Galizien hingegen kaum finden, dafür wurde der erste modern hebräisch schreibende Literaturnobelpreisträger Samuel Agnon 1888 im galizischen Buczacz geboren.

Der Untergang Galiziens nach 1914

Das Ende Galiziens läutete der Erste Weltkrieg ein. Zwei Mal zog die Frontlinie über den östlichen Landesteil hinweg, 1915 fiel sogar die Festung Przemyśl, und Zar Alexander II. verkündete in Lemberg den Anschluss Ostgaliziens an das Russische Reich. Viele Bewohner ergriffen die Flucht oder wurden von der Armee evakuiert. Während die österreichisch-ungarische Armee besonders der ruthenischen Bevölkerung misstraute, massenhafte Deportationen anordnete und standgerichtliche Todesurteile fällte, vermutete die russische Armee hinter jedem galizischen Juden einen potentiellen Spion.

Das Ende des Ersten Weltkriegs brachte in Galizien noch kein Ende der Gewalt. Im November 1918 kam es zu einem blutigen antijüdischen Pogrom in

Lemberg, nachdem polnische Einheiten die Stadt eingenommen hatten, in der kurz davor die kurzlebige Westukrainische Volksrepublik proklamiert worden war. Ausserdem besetzte die Rote Armee bis zum Ende des polnisch-russischen Krieges 1921 immer wieder Teile des einstigen Kronlands.

In der Zwischenkriegszeit wurde ganz Galizien in die Zweite Polnische Republik integriert. Durch den Hitler-Stalin-Pakt wurde nicht nur Polen, sondern auch das ehemalige Galizien geteilt, wobei die Grenze ungefähr dem heutigen Verlauf der polnischen Ostgrenze folgte. In Ostgalizien setzte sofort die Sowjetisierung der Gesellschaft mit gross angelegten Deportationen unliebsamer Bürger ein; besonders Personen, die eine Nähe zum früheren polnischen Staat aufwiesen, waren betroffen, aber auch Geistliche aller Konfessionen. Das von Deutschland okkupierte Westgalizien wurde als Distrikt Krakau dem Generalgouvernement eingegliedert. Die Repression der polnischen Eliten setzte unmittelbar ein, genauso wie die Terrorisierung der jüdischen Bevölkerung. Mit dem Beginn des Kriegs gegen die Sowjetunion radikalisierte sich die nationalsozialistische Verfolgungs- und Ausbeutungsmaschinerie noch weiter. In allen grösseren Städten wurden Ghettos eingerichtet, die dann im Laufe des Kriegs samt ihrer jüdischen Zwangseinwohner liquidiert wurden. Auch das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau lag auf ehemals galizischem Gebiet.

Das Resultat des Zweiten Weltkriegs waren homogenisierte Grenzen, die diese Region früher nicht kannte. Der Grossteil der jüdischen Bevölkerung war ermordet worden, und jene Polen, die in den nach 1945 endgültig an die Sowjetunion gefallenen Territorien gelebt hatten, wurden vertrieben. Ukrainer aus den bei Polen verbliebenen westgalizischen Karpatenregionen und aus Przemyśl wurden entweder in die Sowjetunion ausgewiesen oder verstreut in andere Gebiete der Volksrepublik Polen zwangsumgesiedelt.

In kommunistischer Zeit war „Galizien“ aus den offiziellen Diskursen gänzlich verbannt und wurde nur von polnischen und ukrainischen Dissidenten am Leben erhalten. Für sie war Galizien ein antisowjetisches beziehungsweise antirussisches Identifikationsangebot und untermauerte die Zugehörigkeit zu Mitteleuropa und damit zum Westen. Während im heutigen Polen Galizien eine geringere Rolle spielt und das einstige Kronland eher touristisch vermarktet wird, ist der Zugehörigkeitsaspekt in der Westukraine weiterhin von Bedeutung.

Galizien ging jedoch stets und geht bis heute über die räumlichen Grenzen des habsburgischen Kronlands hinaus. Durch die starke Emigration, insbesondere von jüdischen Galizianern, in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg und den literarischen Erfolgen galizischer Autoren ist Galizien genauso in Wien, New York oder Jerusalem zu finden. In der Erinnerung erscheinen die einstigen Nationalitätenkonflikte häufig relativiert und soziale Ungleichheit romantisiert. Als vermeintliches Arkadien einer intakten vornationalen Welt ist Galizien ein wesentlicher Bestandteil des Habsburgermythos und eines idealisierten Mitteleuropas. Mit der einstigen Wirklichkeit, aber auch mit den heutigen Verhältnissen hat ein solches Bild jedoch wenig zu tun. ■

nach dem „Anschluss“ 1938 auf alle Kontinente auswanderten, runden Beiträge über deren Schicksal, etwa in Mexiko, Südafrika, China oder Australien und Neuseeland, die Berichterstattung ab. DAVID leistete damit von Anfang an einen wichtigen Beitrag zur Förderung der noch jungen heimischen Emigrationsforschung. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf aktuellen sicherheitspolitischen Analysen, beispielsweise über die Situation im Nahen Osten, oder die Politik der Europäischen Union. Neben zeitgenössischen Themen behandelt DAVID aber auch die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte vorwiegend Österreichs.

Neben führenden internationalen WissenschaftlerInnen, die regelmässig im DAVID publizieren, fördert Herr Beresin ganz bewusst junge österreichische ForscherInnen und PublizistInnen. Sie erhalten im DAVID oft erstmals eine wichtige Plattform, um ihre Arbeiten einer breiten Leserschaft zur Diskussion zu stellen. Leserbriefe und Emails zeugen davon, dass DAVID auf grosses Echo stösst. Das Interesse der Leserschaft an DAVID ist in den letzten Jahren kontinuierlich gewachsen, so dass die Auflage heute über 10.000 Exemplare beträgt. Der Grossteil der LeserInnen lebt in Österreich und Deutschland, doch wird DAVID auch in Israel, der Schweiz, Italien, Mitteleuropa, den USA und Australien gelesen. Dank des Internetportals (www.davidkultur.at), das die DAVID-Beiträge kostenlos anbietet, hat sich die Leserschaft noch weiter verbreitet.

Der Ausbau dieses Portals und die Vernetzung mit anderen internationalen Plattformen war und ist Herrn Beresin ein grosses Anliegen, um so möglichst viele Menschen zu erreichen. Für wie bedeutsam heimische politische wie künstlerische EntscheidungsträgerInnen DAVID erachten, spiegelt sich in deren Bereitschaft wider für Interviews zur Verfügung zu stehen, oder selbst Gastbeiträge zu verfassen. Landeshauptleute wie BürgermeisterInnen haben so Gelegenheit, sich und ihre Ideen der Leserschaft näher zu bringen. Von der Möglichkeit, über kurze Botschaften in Inseraten den DAVID-LeserInnen Botschaften zu vermitteln, machen der Bundespräsident, der Bundeskanz-

ler, zahlreiche MinisterInnen, Landeshauptleute, BürgermeisterInnen und Wiener BezirksvorsteherInnen Gebrauch. Abgesehen von der hohen wissenschaftlichen, künstlerischen und journalistischen Qualität der Beiträge besticht DAVID durch seine hohe Druckqualität, welche erst die Abbildung auch vom Alter angegriffener Archivbilder ermöglicht. In den letzten Jahren kam neu der Schwerpunkt Wiedergabe von computergestützten Nachbildungen zerstörter Synagogen hinzu.

DAVID ist finanziell selbsttragend

Eine weitere Leistung Herrn Beresins, die allergrösste Hochachtung verdient und die ich deshalb ganz bewusst hervorheben möchte, ist, dass es ihm gelungen ist, DAVID zu einer finanziell selbsttragenden Publikation zu machen. Dank Insertionen von öffentlichen Institutionen, vor allem aber

von Privaten aus Österreich und Deutschland, kommt DAVID seit der Gründung ohne öffentliche Subventionen aus. Dies ist eine Leistung, auf die Herr Beresin sehr, sehr stolz sein kann.

Abgesehen von seiner ehrenamtlichen Tätigkeit für den Kulturverein und die Zeitschrift DAVID hat Herr Beresin seine Kompetenz und sein Engagement in seiner langjährigen Beschäftigung im Bundesministerium für Landesverteidigung unter Beweis gestellt. Seine Ernennung zum Regierungsrat 2006 war eine Anerkennung seiner Verdienste. Im BMLVS war Herr Beresin u.a. für Öffentlichkeitsarbeit für das

Büro für Sicherheitspolitik unter Sektionschef DDR. Erich Reiter zuständig. Seine Aufgaben beinhalteten die öffentlich wirksame Präsentation der in wissenschaftlichen Kreisen hochangesehenen „Jahrbücher für Sicherheitspolitik“.

Angesichts all dieser Verdienste von Herrn Regierungsrat Beresin um die Förderung des christlich-jüdischen Dialoges und die Aufarbeitung der jüdischen Geschichte Österreichs hat Herr Bundespräsident Dr. Fischer ihm das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. Lieber Ilan, ich möchte Dir im Namen der gesamten Redaktion zu dieser Auszeichnung ganz, ganz herzlich gratulieren. ■



Ministerialrat Oliver Henhapel und Chefredakteur Ilan Beresin



Die von der Republik Österreich Ausgezeichneten: v.l.n.r. ADiR i.R. RR Ilan Beresin, Chorepiskopos Prof. Dr. Emanuel Aydin und Prof. Erich Leitenberger, gemeinsam mit Ministerialrat Henhapel (2. v.l.). Fotos mit fr. Genehmigung: BMUKK.

seine Kompositionen lebten lediglich im Alltag der amerikanischen jüdischen Gemeinden fort. Für die Wiener Gemeinde stimmt das also gar nicht?

Einige Melodien von Sulzer sind so berühmt geworden, dass sie zum Repertoire aller Synagogen der Welt geworden sind, wie zum Beispiel ein „Schma Israel“ und „Eijn Kamocha“. Das ist doch ein riesiger Erfolg!

Was meinen Sie, wie gelang Sulzer gerade zur Zeit der Hochblüte der Haskala, in der viele Juden sich von ihrem Glauben lossagten, dieser Erfolg?

Zur Zeit Sulzers gab es viele Kantoren auf der Welt. Alle wollten bei ihm studieren, und so haben sehr viele bei ihm gelernt, beispielsweise der ganz bekannte Kantor aus Odessa, Pinchas Minikowski. Sulzer versuchte, mithilfe der Musik die Leute zurück in die Synagoge zu bringen. Dabei orientierte er sich nicht an osteuropäischen jüdischen Musiktraditionen, sondern an der Musik der Klassik! Mit Franz Schubert war er ja eng befreundet, auch mit Franz Liszt.

Kann man Sulzers Musik nachhören?

Oh ja, ich habe gemeinsam mit den Wiener Sängerknaben eine CD mit Sulzer-Melodien eingespielt. Die Kinderstimmen ersetzen dabei die Frauenstimmen – Frauen dürfen ja in der Synagoge nicht beim Chor im Männerbereich stehen und scheiden daher als Sängerinnen dort aus. Sulzer wollte auf die Sopran- und Altstimmen trotzdem nicht verzichten.

Die Wiener jüdische Gemeinde hat aber auch zwei eigene Chor-Ensembles, eines davon unter Ihrer Leitung?

Wir haben mittlerweile am *Schabbat* neben dem erfolgreichen Männerchor unter der Leitung von Rami Langer auch einen Kinderchor. Die Kinder singen wunderschön, sie bringen ihre Eltern mit, die Stimmung ist strahlend, und: Die Kinder kennen jetzt alle Gebete auswendig! Mit dem Kinderchor bekommen wir junge Leute in die Synagoge. Das alles ist ein grosser Gewinn für unsere Gemeinde. Wir singen chassidische und traditionelle Melodien, und auch Melodien von Shlomo Carlebach. Der Erfolg ist beeindruckend.

Welche Kinder kommen am liebsten zum Singen, lässt sich das sagen?

Oh, es ist fantastisch, die Kinder kommen aus allen Gemeinden in den Tempel, Bucharen, Misrachi, Kinder aus unserer Gemeinde und aus den anderen – alle sind gleich, alle machen mit beim Singen, das ist eine grosse Freude! Übrigens singen wir mit den Kindern auch bei verschiedenen Auftritten ausserhalb der Synagoge, im Altersheim *Maimonides-Zentrum* zur Eröffnung mit Bundespräsident Fischer und zu Chanukka, in meinen Konzerten im Theater Akzent, sogar in der Slowakei, das macht auch ihnen viel Spass.

Was ist denn ein Kantor, wie würden Sie persönlich

seine Funktion innerhalb der jüdischen Gemeinde definieren, Sie beschreiben ja hier ein sehr breit gefächertes Aufgabengebiet?

Der Kantor muss zur Erfüllung seiner Aufgabe über drei Dinge verfügen: eine schöne Stimme, eine gute Interpretation, und *Neschome* – viel Gefühl. Prinzipiell ist es doch so, für ein Gebet braucht man zehn Männer, die gemeinsam beten. Der Vorbeter beginnt und schliesst jedes Gebet mit Musik. Dabei gibt es vorgeschriebene Kombinationen von Texten und Melodien, für jeden Tag, für das gesamte liturgische Jahr, und zwar je nachdem, ob es um den *Schabbat* geht, oder um die *hohen Feiertage*. Derselbe Text wird an jedem Tag mit verschiedenen Melodien gesungen. Diese Melodien darf man nicht ändern. Innerhalb dieses Rahmens aber gibt es Stellen, an denen der Kantor auch Melodien, Improvisationen und eigene Kompositionen einfügen kann.

Der Kantor singt die Liebe zu G'ott, er betet zu G'ott mit seinem Gesang. Auch in einem liturgischen Gesang gibt es Tonhöhepunkte, und der Kantor bleibt auf einem besonders hohen Ton, aber er singt ihn nicht einfach nur lange und schön, sondern er improvisiert. Er versucht, mit seinem Gesang den Text zu erklären. Nehmen Sie zum Vergleich Josef Schmidt – seine Version der Opernarie „Una furtiva lagrima“ (aus: *Elisir d' Amore*, Gaetano Donizetti, 1832) beinhaltet eine solche typische kantoriale Verzierung. Kein Opersänger hat das je so gesungen wie er, es ist eine ganz erstaunliche Stelle.

Das ist charakteristisch für einen Kantor: Viele Sachen werden sehr strikt, klar, genau gesungen, aber daneben gibt es eben Raum für Interpretation, viele Sachen werden offen gesungen. Der Kantor singt aber nicht nur in der Synagoge. Er nimmt auch an Hochzeiten, Begräbnissen und offiziellen Veranstaltungen teil, wie zum Beispiel an Gedenkfeiern oder an der Vorbereitung der Buben zu ihrer *Bar Mitzwa-Feier*, wo sie aus der Thora lesen sollen. In letzter Zeit wird Synagogal-Musik von den Kantoren auch in Konzerten gesungen und aufgenommen. Ich bin sehr froh, dass es mir gelungen ist, diese neue CD mit den beiden vorhergehenden zusammen zu machen: Das gesamte liturgische Repertoire vom *Schabbat* und den hohen Feiertagen ist hier aufgenommen, noch dazu in Begleitung von grossem Chor und Orchester, unter der Leitung von Mordechai Sobol. Alles, was unser jüdisches Leben betrifft, ist nun auf CD nachzuhören.

Sie wenden sich mit Ihren CDs auch an ein nichtjüdisches Publikum?

Ja, ich habe die Erfahrung gemacht, dass es da sehr grosses Interesse gibt. Mein Motto war immer der Satz von Rabbi Nachman aus Bratslav: „Die ganze Welt ist eine schmale Brücke, und Du sollst keine Angst haben.“ Meine Konzerte haben auch ein breit gefächertes nichtjüdisches Publikum, und da fühle ich mich wie ein Brückenbauer, um die jüdische Kultur weiterzugeben und Menschen aus verschiedenen Religionen zusammenzubringen. In London war ich eines Tages zum österreichischen

Bezirksvorsteherin von
Alsergrund

Martina Malyar

wünscht einen schönen
Sommerurlaub!



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum
Sommerurlaub allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion
Regierungsrat
Ilan Beresin

DAVID
Jüdischer Kulturverein

**DER KULTURVEREIN DAVID DANKT
ALLEN GÖNNERN FÜR DIE
ZAHLREICHEN SPENDEN!**

Spendenkonto: ERSTE BANK,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT05201131005151078
SWIFT-Code: GIBAATWW

FAMILIE

ROBERT HERZLINGER

*wünscht allen
Kunden, Freunden
und Bekannten
einen schönen
Sommer!*

a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber

Facharzt für Innere Medizin
1130 Wien, Schloss Schönbrunn, Gartendirektorstöckl.
Tel.: 01/876 90 91

Hanni Haber, Susi Haber und Anna Haber

*wünschen allen Freunden und Bekannten einen
schönen Sommerurlaub!*

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur, Oscar & Ariel
Heller**

wünschen allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

TIBOR KARTIK
und Familie

wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
schönen Sommer!

Mag. Tina Walzer
und Familie
*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER**
BEZIRKSRÄTIN A.D.

wünscht allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

auch dem pfleger sein schreibtax zugeben und einen andern juden an sein stath zustöllen schuldig und verbunden sein, sich auch mit der jüdischen gmain, wie gereuchig abfinden. Neunzehenden, soll ein jedes par juden der herrschaft jährlich schutzgeld geben p. 10 f. und ein pfund pfeffer. Zwainzigisten, wan sie ein ross khauen, sollen sie vom selben orth ein schein nemmen, wo und wie theur sie es erkhaufft haben, sonsten sein sie der herrschaft das ross verfallen.

Schlüsslichen hab ich diese ihr freihaiten gnedige verwilligung bei der herrschaft Goblspurg prothocol B: fol. 123 von wortt zu wortt einschreiben lassen, und den gesambten juden zu Goblspurg mit meinem hoch adelichen insigl befertigt und mit meiner aignen hand unterschrift becreftiger zuegestellt, so beschehen im schloss Goblspurg den letzten october Ao. 642.

Translation in das Hochdeutsche

Ich, Hans Reichardt, Herr zu Polheim (tituliert), bekenne hiermit, dass ich jenen Juden, die jetzt zu Gobelsburg⁹ wohnen, oder anderen Juden, die sich in Zukunft dorthin begeben werden, auf deren gehorsames Bitten und Anliegen nachfolgende Punkte bewilligen lasse:

Erstens, dass sie im Pfussterischen Haus eine Synagoge zur Ausübung jüdischer Feierlichkeiten samt Vorsingen bauen und machen können, allerdings auf ihre eigenen Unkosten.

Zweitens gestehe ich ihnen zu, dass sie sich selbst einen Ort als Friedhof (ihrer Sitten entsprechend) wählen und aussuchen können.

Drittens können sie einen Richter und Geschworene ernennen, jedoch mit dem Vorwissen der Herrschaft (zu Gobelsburg), und das muss durch die Herrschaft bestätigt werden.

Viertens, wenn diese Juden untereinander wegen Übertretung ihrer Gesetze oder anderer jüdischer Bräuche (jemanden) abstrafen, so fällt die Hälfte der Strafe (= Bussgeldes) an die Herrschaft; ebenso ist, wenn Richter oder Geschworene eine solche Strafe bei der Herrschaft nicht bald anzeigen, diese (Strafe) im doppelten Wert verpflichtend zu entrichten.

Fünftens besitzt die Herrschaft die Macht und Gewalt, jeden Juden entsprechend seiner Verbrechen bei Gelegenheit abzustrafen.

Sechstens sollen Juden die Möglichkeit haben, Gewerbe und Handel zu treiben, sei es mit Waren aller Art, mit Kauf und Verkauf, auch mit dem Fleischhaken. Wie sie eben ihr Brot ehrlich verdienen können. Es soll ihnen hiermit nichts verwehrt sein, ausser dass sie unrechtes oder falsches Vieh aushacken, es verkaufen und auf der Gasse in Verkehr bringen.¹⁰ Sie sollen dabei weder Unbehagen noch Unsauberkeit verursachen; sich zudem auch solchen Orten gänzlich fernhalten, wo (Tiere) an einem Ort nach Gottes Willen sterben und dadurch Gefahr zu entstehen vermag. Sie sollen auch keinen fremden Juden, sofern er aus einem fremden Ort kommt, beherbergen bzw. Unterschlupf gewähren. Bei ihnen (den Juden) sei fleissige Inspektion zu halten, wie das dem Pfleger anbefohlen, damit alle Unsauberkeit abgestellt werde.

Achtens vermögen sie auch an Schuld statt für das Bedürfnis ihres eigenen Haushaltes Wein einhandeln, doch wenn sie ihn unter ihresgleichen ausschenken, müssen sie der Herrschaft die zustehende Taz und das Ungeld entrichten und bezahlen; auch wenn sie einen Christen ein Aichtring für Geld geben, sind sie schon verpflichtet, Taz und Ungeld zu entrichten.

Neuntens soll auch niemand ihnen – sei es, wer es wolle – befehlen (was zu tun ist), sei er auch weltlichen oder geistlichen Standes, ausser mein vorgesetzter Pfleger. Auch wenn sich der Judenrichter oder ein anderer Jude auf die Obrigkeit berufen, sollen sie geschützt werden.

Zehntens muss ein jeder Jude pro Jahr eine Reise nach Wien, Mühlstetten oder Meyhres machen. Wenn derjenige aber selbst nicht fährt, hat er baldigst einen anderen (Juden), den er auch bezahlen soll, dafür zu bitten und zu stellen oder ist verpflichtet, für jede Reise einen Gulden zu geben.

Elftens soll kein fremder Jude sich hier mehr als zwei Tage aufhalten, sondern der Herrschaft (widrigenfalls) angezeigt werden.

Zwölftens sollen die Juden, sofern sie schlachten und die Herrschaft von altem oder frischem Fleisch Bedarf hat, davon jedes Pfund um zwei Pfennige gerechter (=billiger) geben als anderen Leuten.

Dreizehtens müssen sie alles, was sie von grossem und kleinem (Vieh) schlachten, aufgrund des vom Kaiser ausgegangenen Auftrages den auf [...]¹¹ davon geben und solches dem Pfleger anzeigen, damit er es beschreiben kann.

Vierzehntens müssen die Juden, falls die Herrschaft eine Schlachtbank baut, diese akzeptieren und dafür der Herrschaft jährlich Zins darreichen für zehn Gulden oder einen zehnten ausgelassenes Inlett.

Fünfzehntens müssen die Juden, solange die Bekanntmachung des Rauchfang-Guldens währet, diesen für ihre bewohnten Häuser abführen.

Sechzehntens muss ein jedes Judenpaar während des Jahres zwei Gänse mästen, die ihnen von der Herrschaft gegeben werden. Dazu bekommen sie zwecks Mästung einen halben Metzen¹² Hafer. Sofern sie dafür in Geld sechs Schillinge¹³ geben, bleibt ihnen die Gans.

Siebzehntens muss ein jedes Judenpaar, falls es ein Ehepaar ist, zugunsten der Gobelsburger Bürgerschaft 30 Kreuzer¹⁴ an die Gemeinde abführen.

Achtzehntens, wenn ein Jude den Willen hat, den Markt der Herrschaft Gobelsburg zu verlassen, so soll er davon nicht abgehalten werden, sich aber zuvor mit der Herrschaft wegen seines Abschieds vergleichen (gütlich einigen). Auch dem Pfleger hat er zu schreiben, und er (der Jude) ist schuldig, einen anderen Juden an seiner Statt verbindlich zu stellen¹⁵. Er muss sich auch mit der jüdischen Gemeinde, wie es gebräuchlich ist, einigen.

Neunzehntens soll jedes Judenpaar der Herrschaft jährlich Schutzgeld geben für 10 f¹⁶ und ein Pfund Pfeffer.¹⁷

Zwanzigstens, wenn sie ein Ross kaufen, so sollen sie einen Kaufvertrag unter Angabe des Ortes und des Preises vorlegen, ansonsten ist es der Herrschaft verfallen.¹⁸

Simon DEUTSCH

Gesellschaft m.b.H & Co KG
IMPORT - EXPORT - TRANSIT

Büro: 1010 Wien, Fleischmarkt 7/4

Tel.: 01/533 75 72 Serie

Fax: 01/533 58 79

E-Mail: s.deutsch@simon-deutsch.com

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID
einen schönen Sommer.

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und
Bekanntem einen erholsamen Sommer!

Am Lugeck 1-2
1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,
Fax: +43 1 513 83 18-10
office@linnerth.com, www.linnerth.com

100
JAHRE

Brühl

EXKLUSIVE MODEWELTEN



DER SOMMER
KOMMT IN MODE

www.bruehl.at

Brühl®

Schmiedgasse 12, 8010 Graz

Trachten Schlößl

Hauptplatz 3, 8010 Graz

House of Gentlemen®

Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Brühl® Damen

Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Bäume schenken statt Blumen
als Gastgeschenk?
Eine gute Idee von bleibendem Wert!



Keren Kayemeth Leisrael

Schenken Sie Bäume in Israel und machen Sie sich selber eine Freude. Bestellungen: telefonisch, per Mail oder schriftlich.
Keren Kayemeth Leisrael 1010 Wien Opernring 4/2/7
Tel. 01-513 86 11 Fax. 01-513 86 119 info@kklwien.at
www.kklwien.at PSK 1300675 BA 10412629600



Unser Ziel:
Sie schauen
sicher in die
Zukunft.

Sozialdemokratische GewerkschafterInnen
1010 Wien, Teinfaltstraße 7

Tel: 01/534 54/240, www.goedfsg.at



dass die Juden nur dann in der Lage sein würden, vollen Anspruch auf Bürgerrechte zu erheben, wenn sie auch in der Lage wären, sämtliche Bürgerpflichten zu erfüllen. So konnte keine finanzielle Leistung letztlich die „Blutsteuer“ ersetzen, die schliesslich auch neue Rechte bringen sollte.¹⁰

Pflicht, Gehorsam und Emanzipation

Die Reaktionen der jüdischen Gemeinden auf die Öffnung des Militärs für das Judentum waren allerdings durchaus unterschiedlich. Die orthodoxen Gemeinden im Osten der Monarchie fürchteten, dass viele junge Menschen ihrer Umgebung entfremdet würden. Dagegen begrüßten die stärker dem Liberalismus zugewandten Juden diese Massnahme als wesentlichen Schritt hin zur rechtlichen Gleichstellung.¹¹ Der jüdische Soldat wollte für Tapferkeit wie auch Treue gegenüber dem habsburgischen Herrscherhaus stehen.

Oberrabbiner Ezechiel Landau forderte von den neuen jüdischen Rekruten in Prag¹², sie sollten sich in ihr Schicksal fügen, „ohne Murren“ folgen und weiter „treu aus Pflicht und geduldig aus Gehorsam“ sein. Dabei sollten die angehenden Soldaten freilich niemals ihre Religion und deren Pflichten vergessen. Indem sie sich und der gesamten jüdischen Nation „Dank und Ehre“ erwerben würden, könnte man zugleich sehen, dass die „bisher unterdrückte Nation ihren Landesfürsten und ihre Obrigkeit liebe und im Falle der Noth ihr Leben aufzuopfern bereit“ ist. So würden die pflichtgetreuen jüdischen Soldaten „auch jener Fesseln entledigt werden, die uns zum Theil noch drücken“.¹³

Ein weiteres Beispiel für die Hoffnung, dass dem jüdisches Volk durch Tapferkeit und Treue sein Platz in der menschlichen Gesellschaft zuteil und untermauert werde, ist die im Jahr 1789 veröffentlichte Schrift des aus jüdischer Familie stammenden Joseph Fischhof „Der Nationalkummer oder Gespräch zwischen zween jüdischen Studenten über die Kriegsdienste der Juden in den k. k. Staaten, von einem Israeliten“. Darin forderte er seine „Religionsgenossen auf, dem Staat soviel als möglich auch mit ihrem Blute zu dienen und das Vaterlande so gut als ihre christlichen Mitbrüder zu vertheidigen“. Der Hintergrund für diesen Appell war der neue Türkenkrieg. Das Jahr 1789 brachte insofern eine bedeutende Änderung, als nun jüdische Soldaten nicht nur beim Fuhrwesen, sondern auch bei der Infanterie dienen konnten.¹⁴ Ebenfalls 1789 wurde für diese jüdischen Soldaten eine eigene Eidesformel festgelegt, die sie anstatt der für Christen üblichen Formel¹⁵ lautete: „... So wahr uns Gott durch die Verheissung des wahren Messias und seines Gesetzes und die zu unseren Vätern gesandten Propheten zum ewigen Leben helfen werde.“ Dieser Schwur wurde auf die Thora abgelegt.¹⁶

Pionierrolle Österreichs

Österreich zählte zu den ersten Ländern Europas, die in der Neuzeit den Militärdienst für Juden geöffnet hatten.¹⁷ Seit den Napoleonischen Kriegen

standen den Juden zwar alle Waffengattungen offen, dennoch gab es ihnen gegenüber noch immer Ressentiments. Noch 1818 erging vom Hofkriegsrat der Vorschlag, jüdische Soldaten sollten „wegen der minderen Angemessenheit“ bei der Kavallerie, der Artillerie etc. nicht verwendet werden.¹⁸ Tatsächlich blieb die Zahl der bei der Kavallerie oder Jägertruppe verwendeten jüdischen Soldaten gering. Dagegen waren sie im Fuhrwerksdienst, im Sanitätsdienst und bei der Verwaltung vergleichsweise zahlreich vertreten.¹⁹

Auf alle Fälle: Jüdische Soldaten gehörten von 1789 an in der Armee zum Alltag. Im Jahr 1815 fiel auch das Eheverbot für Juden im Militär. Bis dahin hatten sie nur in Ausnahmefällen Heiratserlaubnis erhalten, nun wurden die Juden ihren christlichen Kameraden auch in dieser Beziehung gleichgestellt. Ferner stellte sich die Frage, ob Juden Offiziere und somit auch Vorgesetzte christlicher Soldaten werden konnten. Diese Frage wurde zunächst entschieden verneint, und zwar in der Habsburgermonarchie wie in anderen Staaten Europas. Im Jahr 1789 wurde ein Ansuchen des Prager Juden Moyses Zier um Erlangung des Offiziersgrades abgelehnt. In den Jahren 1795 und 1799 stiessen ebensolche Ansuchen von jüdischen Ärzten auf taube Ohren.

Zwar lässt sich heute nicht mehr genau feststellen, wann tatsächlich der erste jüdische Soldat zum Offizier ernannt wurde,²⁰ doch etwa um das Jahr 1808 dürfte man die Offiziersränge letztlich auch für jüdische Soldaten geöffnet haben. Im Jahr 1815 erteilte der Hofkriegsrat auf eine diesbezügliche Anfrage folgende Erklärung:

„Es unterliegt keinem Anstande, dass hoffnungsvolle junge Leute Israelischer Nation ... als Kadetten oder als ex-propriis Gemeinde bei den Regimentern assentirt werden können, wo sodann ihre Vorrückung zu Officiers-Chargen einzig nur von ihrer Verwendung und Brauchbarkeit abhängig werde, da nach den humanen Grundsätzen der österreichischen Regierung die Religion keinen Unterschied mache, und bereits mehrere Individuen Israelischer Nation als Officiere und Stabofficiere in der k. k. Armee dienen.“²¹

Summa summarum ist es nicht falsch, zu behaupten: „Die Monarchie übertrumpfte die anderen europäischen Mächte noch dadurch, dass Juden auch im Offizierskorps zugelassen wurden.“²²

Revolution und Neabsolutismus

Es wurde bereits aufgezeigt: Das Judentum in der Habsburgermonarchie war alles andere als ein homogenes Ganzes. Daher erscheint es von Interesse, kurz auch auf jene Vertreter des Judentums einzugehen, die in den Jahren 1848/49 gegen das kaiserliche Militär und die offizielle Politik auftraten. In Österreich traten viele Juden auf die Seite der revolutionären Nationalgarde, die gegen das kaiserliche Heer kämpfte. Unter den ersten Toten der Revolution befanden sich auch zwei Juden: der Technikstudent Karl Heinrich Spitzer und der Webergeselle Bernhard Hirschmann.



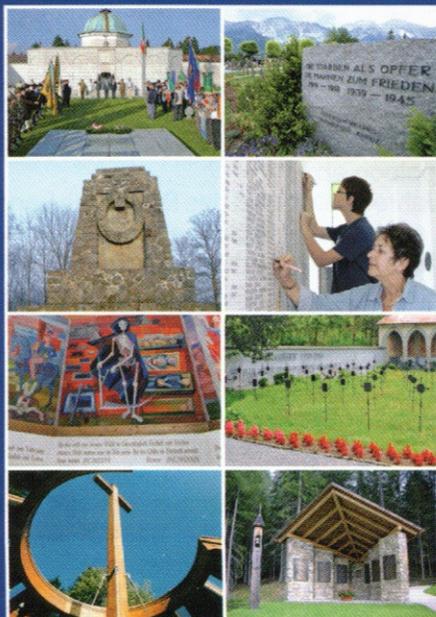
Österreichisches Schwarzes Kreuz
Dokumentation erschienen – das Nachschlagwerk für Krieg und Kriegsfolgen

Ab sofort ist beim Generalsekretariat des Österreichischen Schwarzen Kreuzes - Kriegsgräberfürsorge (ÖSK), Wollzeile 9, 1010 Wien, die Dokumentation des ÖSK zum Preis von € 28.- + Versandkosten erhältlich. Die in mühevoller Kleinarbeit durch Prof. Fritz Schuster zusammengestellte Übersicht über das Wesen und die Ziele des ÖSK listet die Kriege des vergangenen Jahrhunderts akribisch auf und dokumentiert das Gedenken rund um die Gräber österreichischer Soldaten und Kriegsoffer im In- und Ausland. Im Beitrag "Geschichte und Kriegsschauplätze" haben Dr. Thomas Reichl und Prof. Erwin Fitz die Schlüsselereignisse des Ersten und Zweiten Weltkrieges eindrucksvoll dargestellt. Den Opfern in besonderer Weise gedacht haben das ÖSK-Präsidium und die Landesgeschäftsführer in ihren Beiträgen "Friedhöfe und Grabanlagen". Zahlreiche aktuelle Farbbilder und Überblickskarten über die Standorte der einzelnen Gedenkstätten ergänzen die jeweiligen Kapitel. Die Zusammenstellung der einzelnen Beiträge, die Korrektur und das Layout bewerkstelligte in gewohnt präziser Form das Pressebüro Pflieger in Horn. Ein Nachschlagwerk, das nicht nur das fachinteressierte Publikum, sondern vor allem auch die Angehörigen und Nachkommen von Kriegsoffizieren interessieren wird.

Alexander BARTHO, Oberst i.R.
Generalsekretär

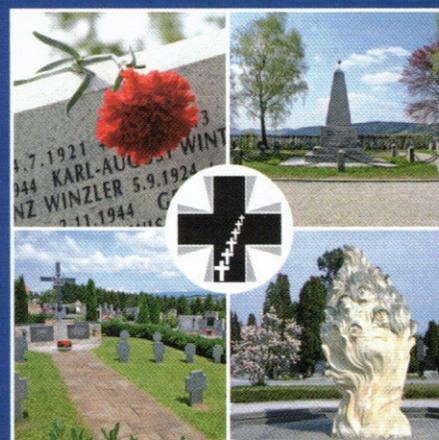
Kontakt:
ÖSK – Kriegsgräberfürsorge, Generalsekretariat
A-1010 Wien, Wollzeile 9
Telefon (01) 512 37 69, Telefax 512 05 56,
E-Mail: gensekr@osk.at
Homepage: <http://www.osk.at>

Foto: Pressebüro Pflieger



DOKUMENTATION

ÖSK- DOKUMENTATION



Österreichisches Schwarzes Kreuz
Kriegsgräberfürsorge - Arbeit für den Frieden

verstarb unglücklich in Jerusalem im Januar 1945. Ihr literarisches Erbe zu erhalten und zu popularisieren hat sich die gleichnamige Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft zum Ziel gesetzt. Im Februar 2012 tagte sie mit einem dreitägigen Literaturforum in Wien.

Neubeginn nach 1945

Im Herbst 1945 gründet der Elberfelder Gustav Brück, der von 1926 bis zur seiner Deportation 1944 Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Elberfeld gewesen ist, die neue „Jüdische Kultusgemeinde Wuppertal“, die nun auch die Städte Heiligenhaus, Radevormwald, Remscheid, Solingen, Velbert und Wülfrath umfasst. Der Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg begann in Wuppertal für die jüdische Gemeinde als Provisorium im Essensaal des jüdischen Altenheimes in der Aue. 150 Menschen versammelten sich hier bis in die 1990er Jahre zum Gebet.

Im Jahre 1962 kamen engagierte Bürger der Stadt auf die Idee, eine Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus einzurichten. Auf dem Gelände der ehemaligen Elberfelder Synagoge sollte die Erinnerungsstätte entstehen, doch da etablierte sich im Zeichen des deutschen Wirtschaftswunders mittlerweile ein Parkplatz. Generell gab es grosse Widerstände der Elberfelder für eine Gedenkstätte zu entkräften. Trotz alledem, das schlechte Gewissen siegte, und so konnte der kubistische Bau schliesslich doch durchgeführt werden. Eine sehr gewagte architektonische Idee, die den Besucher mental auf die Spuren der Verfolgung führen soll. Mit einer Gedenktafel soll an den alten Standort erinnert werden. Zur Zeit läuft eine interessante Dauerausstellung zum Thema Thora und Textilien, sie zeigt eindrücklich das jüdische Leben in Berg und Mark.

Einwanderung aus der früheren Sowjetunion

Wie in vielen Städten der damaligen Bundesrepublik wurde es für die jüdischen Gemeinden immer schwieriger, einen Minjan zusammenzustellen. Das veranlasste den damaligen Vorsitzenden des Zentralverbandes der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, sich an den seinerzeitigen deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl zu wenden. Er bat ihn Ende der 1980er Jahre, mit dem sowjetischen Staatschef Michail Gorbatschow über die Möglichkeit zu sprechen, ausreisewillige russische Juden nach Deutschland zu schicken, um so dem Aussterben der deutschen jüdischen Gemeinden zu entgegen zu wirken.

Im Zuge der Wiedervereinigungsverhandlungen sind dann tatsächlich ab 1989 fast 100.000 russische Juden aus den Ländern der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) in die Bundesrepublik Deutschland eingewandert. Dies stellte die jüdischen Gemeinden vor eine fast unlösbare Aufgabe. Für die vielen Einwanderer mussten erst einmal Wohnraum und ein soziale Infrastruktur hergestellt werden. Vom jüdischen Ritus hatten nur wenige eine Ahnung, denn in Russland war ein Bekenntnis zum Judentum mit Repressalien verbunden. Die provisorische Synagoge in der Aue platze völlig aus den Nähten. Für die inzwischen auf fast 2000 Menschen angewachsene Gemeinde musste ein grösseres Gemeindezentrum gefunden werden. Mühevoll lernten die Neuankömmlinge die hebräischen Thoratexte in kyrillischer Schrift als Transkription zu lesen, im hebräischen Originaltext war dies noch nicht möglich. Die russischen Juden stellten nun in den alten

deutschen jüdischen Gemeinden die Majorität dar und das führte zu grossen Widerständen und Missverständnissen, denn die Deutschen verstanden kaum Russisch. Schnell integrierten sich die neuen Mitglieder, lernten von den nichtjüdischen Freunden die deutsche Sprache. Die evangelische Kirchengemeinde Barmen Gemark und die Rheinische Landeskirche schenken der jüdischen Gemeinde Grund und Boden, um ein neues Zentrum in Wuppertal Barmen entstehen zu lassen. Die brüder- und schwesterliche Hilfe kann auch im Kontext zur Barmer Synode gesehen werden, denn genau in dieser Kirchengemeinde wurde im Mai 1934 von Pastor Martin Niemöller und Dietrich Bonhoeffer die These der Bekennenden Kirche verfasst, der erste zarte Widerstand gegen die Rassentheorie der Nazis in der evangelischen Kirche.

Mehr als sechs Jahrzehnte nach dem Novemberpogrom und der Zerstörung der Alten Barmer Synagoge in der Scheurenstrasse erfolgte im Oktober 2001 im Garten der Barmen Gemark die Grundsteinlegung für die neue Bergische Synagoge. Vorausgegangen war eine Initiative der ehemaligen Wuppertaler Oberbürgermeisterin Ursula Kraus. Sie gründete 1996 den *Freundeskreises Neue Synagoge e. V.* zur Förderung des Synagogenneubaus. Alle gesellschaftlich und politisch interessierten Gruppierungen unterstützen das Vorhaben mit Spenden und Wohlwollen, allen voran der ehemalige Bundespräsident Johannes Rau (selig), ein gebürtiger Barmer. Mit grosser Freude und Anteilnahme durch die Wuppertaler Bevölkerung wurde im Oktober 2002 der Neubau fertiggestellt, am 8. Dezember 2002 wurde die Bergische Synagoge in Gegenwart des Bundespräsidenten Rau und des israelischen Staatspräsidenten Moshe Katzav feierlich geweiht. Sie ist für die Juden im bergischen Städtedreieck Solingen, Remscheid, Wuppertal und der westfälischen Nachbarstadt Schwelm auch eine wichtige Anlaufstelle für soziale und religiöse Belange.

Führungen durch die Synagoge

Das Aushängeschild der Barmer Gemeinde ist der Chor Mazl Tov und ein Beispiel für hervorragende Integrationsarbeit. Rokella Rachel Verenina, Musikwissenschaftlerin aus Odessa, hat 1997 den Chor mit acht Gemeindemitgliedern gegründet und führt ein strammes Regiment. Der Chor besteht inzwischen aus 40 Sängerinnen und Sängern, darunter auch Nichtjuden. Die Chor-Konzerte zeichnen sich durch ein hohes musikalisches Niveau aus.

Im Eingangsbereich der Bergischen Synagoge empfängt Gemeindevorsteher Leonid Goldberg an die 50 Viert-Klässler einer Grundschule aus der benachbarten Stadt Schwelm. Sie wollen die Synagoge kennenlernen. Leonid Goldberg ist in seinem Element, seit neun Jahren führt er erfolgreich Gruppen durch die neue Bergische Synagoge und erklärt ihnen das Judentum. Die wissbegierigen Jungen und Mädchen halten den „Melamed“ in Atem. „Was ist eine Thorarolle, woraus besteht sie und wie viel kostet sie, warum muss man als Mann in der Synagoge eine Kippah tragen usw.?“

Vier Thorarollen konnten aus der brennenden Elberfelder Synagoge 1938 gerettet werden. Sie wurden auf dem jüdischen Friedhof am Weinberg in Elberfeld versteckt. Heute schmücken sie den Thoraschrein der neuen Synagoge. Für rund 26.000 Euro liess die Gemeinde von Wuppertals Partnerstadt Ber Sheva die noch fehlende fünfte Thorarolle herstellen. ■

Wie wollen Sie die Gegebenheiten ändern?

Davidovits: Wir wollen erreichen, dass die richtigen Prioritäten gesetzt werden. Wir wollen aber auch unsere Ziele Menschlichkeit und Respekt erreichen, ohne dass zusätzlich viel Geld ausgegeben werden muss. Es soll nur richtig ausgegeben, vor allem gerecht verteilt werden.

Sie führen als Beispiel auf Ihrer Internetseite den Umbau des Friedhofswärter-Hauses auf dem jüdischen Friedhof Währing an. Was stört Sie daran?

Davidovits: Wir sind daran interessiert, dass der Friedhof als Denkmal präsentiert und dass seine Geschichte dokumentiert wird. Aber: Ein zusätzlicher Beetsaal ist dort, unserer Meinung nach, unnötig. 500 Euro pro Monat sollen laut Ariel Muzicant die Kosten für einen Friedhofswärter und für den Betrieb des Betsaales betragen. Man wird dort aber dann auch noch einen *Schammes* und vielleicht einen Vorbeter brauchen. Das kann sich mit 500 Euro kaum ausgeben. Ausserdem existiert sowohl bei *Lauder Chabad* in der nahegelegenen Hofzeile im 19. Bezirk eine Synagoge, als auch in der Grünangergasse im 9. Bezirk. Der Währinger Friedhof liegt genau dazwischen. Beide Einrichtungen verfügen über Rabbiner, *Lauder Chabad* hat sogar Platz für 400 Personen.

Unserer Meinung nach wäre es klüger gewesen, das gesamte Haus als Museum und Informationszentrum zu planen, das am besten von der Gemeinde Wien als Museum der Stadt Wien betrieben würde. Das wäre ein Beispiel dafür, wie man durch andere Prioritäten Geld sinnvoller ausgeben könnte. Am Schlimmsten ist jedoch, dass darüber keine offene Diskussion mit den IKG-Mitgliedern geführt wurde. Kahane: Ich finde, ein geraderer und offenerer Weg wäre besser, um auch die öffentliche Hand zur Mitfinanzierung zu motivieren.

Sie haben auch die Forderung nach Transparenz in Ihr Programm aufgenommen. Was meinen Sie damit?

Kahane: Bei der Transparenz geht es um den Umgang untereinander, der wirklich unbefriedigend ist. Das Präsidium fungiert als Machtzentrum, alle anderen Organe werden quasi zu Anhängseln – vieles wird dem Kultusvorstand erst nachträglich zur Genehmigung vorgelegt, und es findet keine intellektuelle Auseinandersetzung statt. Die Lösungen werden vorgegeben, über sie wird dann unter mehr oder weniger offenem Fraktionszwang abgestimmt.

Wie wollen Sie die bestehende Routine verändern?

Kahane: Unser Ziel ist es, die Arbeitsweise in den Gremien so zu verändern, dass sie wieder den Statuten entspricht. Die Kultusvorstände brauchen rechtzeitig vor den Sitzungen vollständige Unterlagen, um informierte und verantwortungsvolle Entscheidungen treffen zu können. Eine Tischvorlage während der Sitzung kann dazu nicht ausreichen. Ausserdem gibt es viele nicht religiöse Gemeindeglieder. Sie nehmen die IKG zumeist nur für die

religiösen Meilensteine des Lebens (*Brit Mila, Bar/Bat Mitzwa, Hochzeit, Beerdigung*) in Anspruch. Ein offener, ehrlicher Umgang mit allen würde sie möglicherweise motivieren, sich mehr in die Geschicke der Gemeinde einzubringen. Es ist nämlich unser aller Gemeinde!

Wie schätzen Sie die Zukunft der IKG Wien ein?

Kahane: Nach dem sehr starken Präsidenten Muzicant wird es in jedem Fall gravierende Änderungen in der Struktur der IKG geben, die sich auf vielen Ebenen auswirken werden. Ein Auseinanderbrechen der IKG Wien ist aber nicht zu erwarten.

Wie ist denn Ihre Haltung gegenüber Or Chadasch? Die progressive jüdische Gemeinde hat ja in Wien eine schwierige Position.

Davidovits: Wir sind offiziell eine orthodoxe Gemeinde, da ist der Spielraum relativ gering, und wir sind eine sogenannte Einheitsgemeinde. In den USA zum Beispiel ist das anders, dort leben Millionen Juden in verschiedensten Gemeinden. Das lässt sich nicht einfach auf Wien umlegen. Die Kontakte der heutigen IKG zur liberalen Gemeinde *Or Chadasch* sind informell und teilweise durchaus positiv – die IKG unterstützt ihre Synagoge, und wichtige Ereignisse können im *Gemeinde-Insider* angekündigt werden. Nichtjuden können jedoch heute nicht in die IKG aufgenommen werden. Deshalb sind die möglichen Lösungen für *Or Chadasch* nicht befriedigend.

Wie schätzen Sie die politische Rolle der Sefardim ein?

Kahane: In der bucharisch-sefardischen Gemeinde steht ein Generationswechsel bevor, der für die Entwicklung der gesamten Gemeinde positiv sein wird. Die ersten beiden Zuwanderergenerationen waren zu einem Teil, migrationsbedingt, sozial eher schwach und auf die Hilfe der IKG angewiesen. Die Jungen, *young professionals*, werden eine eigenständige Politik machen. Das bestehende Koalitionsabkommen mit *ATID* im Kultusrat (Subventionen gegen Handheben) wollen viele nicht mehr.

Sie machen sich auch Gedanken um die Jugend der Orthodoxie. Was könnte die IKG beitragen, ihr mehr Wege zu eröffnen?

Kahane: Es gibt orthodoxe Eltern, die ihren Kindern mehr bieten wollen als *Cheder* und *Jeschiwa*, neben der religiösen Erziehung also auch ein „weltliches Studium“ an einer Universität. Wir wollen Wege suchen, ihnen das zu ermöglichen. Es geht hier nicht darum, dass die IKG noch eine eigene Schule gründen soll, sondern um Unterstützung, ideell und mit Know-how. Die ZPC [Zwi Perez Chajes-Schule; Anm. d. Red.] hat hier viel Erfahrung und Wissen, das sie teilen könnte.

Ein weiteres Thema wäre eine Schul-Initiative für nicht religiöse Kinder, die auch für nicht-jüdische Kinder offen ist, wie zum Beispiel in Frankfurt und Berlin. Idealerweise wäre das eine Schule der Stadt Wien, andernfalls eine private Elterninitiative.

Klug und pragmatisch auch die Kriterien, welche Familien aufgenommen wurden. Hier sind neben Religionszugehörigkeit eine Mindestverschwägerung untereinander und das Erreichen einer gewissen Bedeutung (wie wirtschaftlich, künstlerisch oder wissenschaftlich) im öffentlichen Leben ausschlaggebend. Die unterschiedlichen historischen Ausgangspositionen (z. B. das in Böhmen, Mähren und Schlesien gültige Familiantensystem, das starke Auswanderungen etwa nach Ungarn, wo es diese Beschränkung nicht gab, zur Folge hatte) und die dadurch unterschiedlichen Quellenbestände (soweit diese erhalten sind) führten den Autor oft auch auf Friedhöfe nicht nur in Mitteleuropa, sondern auch in West- und Südeuropa, wo Grabsteine als letzte erhaltene Quellen ausgewertet wurden.

Den einzelnen Familien – Abeles bis Kürschner – ist eine kurze Einleitung vorangestellt, dann folgt jeweils genealogisch korrekt die Darstellung der einzelnen Familienmitglieder mit den zur Verfügung stehenden Daten – bis hin zur Nennung von Trauzeugen, sind diese doch aussagekräftige „Vernetzungshinweise“. Der vorliegende Band I enthält rd. 250 Familien. Im Vorspann sind die Quellen (benutzte Archive, Institute und Friedhöfe sowie über Internet – hauptsächlich Zeitungen – ausgewertete Adressen) angeführt, am Ende des Buches findet sich das 33 Seiten starke Literaturverzeichnis. Diese Register stellen eine sehr wertvolle Übersicht über die derzeit ansprechbaren einschlägigen Bestände dar.

Unglaublich erscheint die Durcharbeit dieses enormen Materials, das zu einem Werk führte (auf einzelne Ungereimtheiten bei dieser Datenfülle hinzuweisen wäre unbillig), für welches auf einen 37.000 Personen umfassenden Namenindex – auch auf der Homepage der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“ – zugegriffen werden kann. Mit Spannung erwarten wir den zweiten Band, der in zwei Jahren folgen soll. In ihm wird ein kompletter Namenindex enthalten sein.

Horst Dolezal



Ein erschütterndes Zeugnis eines Überlebenden

Shlomo Venezia: Meine Arbeit im Sonderkommando Auschwitz. Das erste umfassende Zeugnis eines Überlebenden

München: Blessing Verlag 2007

272 Seiten, 19,95,- Euro

ISBN 978-3-89667-365-7

Es ist noch so, als wäre es gestern gewesen, als ich als etwa zehnjähriger Junge um 1964 in der örtlichen Gemeindebücherei auf ein Buch stiess mit dem Titel „Der gelbe Stern“, in dem in Wort und Bild die Judenvernichtung dokumentiert war. Die Bilder waren für mich ein Schock, denn ich hatte in meiner Familie darüber bisher natürlich nichts erfahren. Ausser dass der Grossvater sich einem Entnazifizierungsverfahren stellen musste, wie die Mutter immer wieder entrüstet erzählte und dass die „Flüchtlinge“ es doch so gut hätten, gab es über den Krieg und seine Folgen keine Informationen.

Doch diese Bilder liessen mich nicht los. Später stiess ich dann auf die Literatur der Überlebenden; die Bücher von Primo Levi, Jean Amery und anderen liessen mich immer mehr begreifen von jenem eigentlich unaussprechlichen Geschehen, von jenem Abgrund des Menschseins, und

doch hat mich jedes weitere Buch, jedes weitere Zeugnis weiter weg gebracht vom „Verstehen“ in einem vernunftmässigen Sinn.

Was „dort“, wie die Überlebenden noch heute in Israel und anderswo sagen, geschehen ist, entzieht sich auf eine eigene Weise dem Verstand und dem Herz. Und doch lässt es mich nicht los, es muss erzählt, immer wieder erzählt werden, denn wenn die Millionen Brandopfer und Vergasten vergessen werden, sterben sie noch einmal.

Das vorliegende Buch nun ist in der Literatur der Überlebenden ein ganz besonderes Zeugnis. Denn zum ersten Mal berichtet einer der jüdischen Häftlinge in Auschwitz, die im sogenannten „Sonderkommando“ bei der Tötung und Vernichtung anderer Häftlinge eingesetzt wurden. Das Zeugnis des 1923 als Sohn italienischer Eltern geborenen Shlomo Venezia, der zusammen mit 2500 anderen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde von Saloniki Ende März 1944 in Viehwaggons nach Auschwitz gebracht wurde, ist insofern einzigartig, als die Nazis alle Juden, die in solchen Sonderkommandos eingeteilt waren, nach einiger Zeit töteten. Auf dem Transport ins Todeslager wollen Shlomo und sein Bruder aus dem Zug springen, doch die weinende Mutter hält sie davon ab. Die Mutter und die Schwestern Venezias werden sofort in den Tod geschickt, Shlomo wird dem Sonderkommando zugeteilt, wo er im Krematorium II in Birkenau die schrecklichste aller Arbeiten tun musste.

Nach vielen Jahrzehnten, in denen er dann und wann von seinen Erfahrungen berichtet hat, u.a. war er der historische Berater für Roberto Begnini's Film „Das Leben ist schön“, legt Shlomo Venezia in einem 2006 in Paris erstveröffentlichten Buch ein Zeugnis ab von dem Unfassbaren, was er dort in den Monaten bis zur Befreiung des Lagers im Januar 1945 erlebt hat. Er erzählt in einer nüchternen Sprache, und nur die ermöglicht es ihm überhaupt, das Geschehen sprachlich zu erfassen, ohne verrückt zu werden, von dem Grauen, die Menschen, die in Waggons angeliefert werden, zu entkleiden, in die Gaskammer zu führen, danach die ineinander verkrampften Leichen zu lösen, ihnen die Haare abzuschneiden, Goldzähne zu lösen und sie dann in den Verbrennungsofen zu bringen.

Ein Nachwort des Historikers Marcello Pezetti, Leiter des Shoah-Museums in Rom, ordnet die persönlichen Erinnerungen Shlomo Venezias in den historischen Zusammenhang ein und gibt wertvolle Hinweise zu „Shoah, Auschwitz und das Sonderkommando“.

Auf die Frage, was die extremen Erfahrungen in ihm zerstört haben, antwortet Shlomo Venezia am Ende des Buches: „Mein Leben. Ich habe nie wieder ein normales Leben führen können. Ich konnte nie so tun, als ob alles in Ordnung wäre, und konnte nie wie die anderen tanzen oder mich unbeschwert vergnügen. Man kommt niemals wirklich aus dem Krematorium heraus.“

Eine Lektüre, die schwer zu ertragen ist und die zeigt, dass noch immer nicht alles über jenes unsagbare Geschehen bekannt ist, das sich bis in alle Ewigkeit mit dem Namen Auschwitz verbindet.

Winfried Stanzick

Somalia, das schon zu Zeiten des Kalten Krieges Schauplatz langer und blutiger Stellvertreterkriege war, galt spätestens seit 1992 als gescheiterter Staat. Die von den USA bis 1995 angeführte UN-Truppe scheiterte bei der Stabilisierung des Landes. Das Land und sein Konflikt verloren an Bedeutung, bis islamische Extremisten – in Afghanistan immer stärker unter militärischen Druck geraten – ihre Präsenz in Somalia ausbauten. 2006 übernahm die „Union der islamischen Gerichtshöfe“ die Macht und löste eine – vom Westen de facto unterstützte – äthiopische Intervention im Lande aus. Gleichzeitig wurde das Problem der Piraterie am Horn von Afrika immer aktiver. Dieses Werk geht vor allem der Frage nach, was nun getan werden kann. Die Beiträge streifen nicht nur das internationale Engagement und die Sicherheitsprobleme (Piraterie, radikaler Islamismus und Rückzugsraum für Terroristen, Bürger- bzw. Stammeskriege, Sezessionismus), sondern werfen auch einen Blick auf die den Konfliktparteien zugrunde liegenden sozialen Gruppen (Stämme, Sippen), deren politische Ordnungsvorstellungen und Interessen. Zu dieser Thematik ist besonders der Beitrag von Thomas Zitelmann zu empfehlen. Markus Virgil Hoehne analysiert sehr ausführlich die Genese der islamistischen Strömungen und Bürgerkriegsparteien in Somalia, insbesondere die islamistischen Jugendmilizen Al Shabaab. Der Artikel verdeutlicht auch, wie stark Erfolg und Misserfolg dieser Strömungen von Faktoren abhängig sind, die jenseits der Reichweite internationaler Akteure liegen (Streitereien der Stammesführer, Stimmungen der Bevölkerung, Ernährungssituation, etc.).

Im letzten Abschnitt des Buches wird Bilanz über die bisherigen militärischen Anstrengungen zur Eindämmung und Beilegung des somalischen Bürgerkrieges gezogen und es werden Möglichkeiten für ein Ausdehnen der Bemühungen erörtert. Es wird gut herausgearbeitet, auf welche Probleme und Besonderheiten das internationale Engagement Rücksicht nehmen muss. Hier taucht auch eine entscheidende strategische Frage auf, die von den Autoren unterschiedlich beantwortet wird: Ist es wichtiger, Frieden zu schliessen, auch wenn dies die Einbindung radikaler Kräfte bedeutet, oder ist die militärische Eindämmung dieser Kräfte das eigentliche Ziel, auch wenn dies eine Zurückstellung von Friedensverhandlungen bedeutet? Hierzu wäre seitens des Rezensenten anzumerken, dass Frieden nicht gut an sich ist, sondern sich die Frage aufwirft, welchen politischen Abschluss man dadurch erkaufte!

Gustav C. Gressel

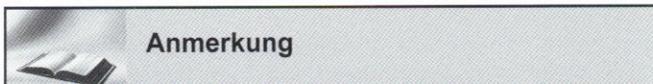
vollkommen integrierte. Geschäftlicher Erfolg konnte den meisten Familienmitgliedern eine gutbürgerliche Existenz ermöglichen, doch damit war es ab März 1938 zu Ende. Wenn auch oft auf mühevoller Weise konnte die Mehrzahl der Verwandten fliehen und gelangte schliesslich in die unterschiedlichsten Länder dieser Welt. Besonders beschreibt Fellmann den abenteuerlichen Weg seines Grossvaters, der bereits 1939 in Tel Aviv lebte, aber dann aus geschäftlichen Gründen nach Frankreich reiste, um dort wieder von den Nazis eingeholt zu werden. Nochmals konnte er, diesmal nach Havanna, entkommen. Nicht alle Familienmitglieder hatten dieses Glück, sie fielen in die Hände der Nazis und wurden in Konzentrationslagern ermordet.

Ilan Fellmann selbst wurde in Israel geboren, erst als Achtjähriger kehrte er nach Wien zurück. Seit langem ist er auf der Suche nach den in der ganzen Welt verstreuten Familienmitgliedern, vielleicht ist dieses Buch ein Versuch, sie nochmals zu vereinen.

Evelyn Ebrahim Nahooray

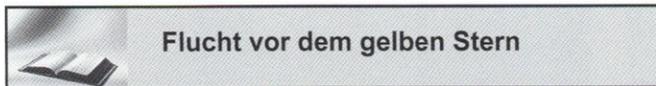
AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
Leserinnen und Lesern des
DAVID und der
jüdischen Gemeinde
in Österreich einen
schönen Sommer!



Anmerkung

Bedauerlicherweise ist in unserer Ausgabe des DAVID, 24. Jhg. Nr. 92, im Beitrag „Das jüdische Graz“ von Karl Albrecht Kubinzky die letzte Zeile unvollständig abgedruckt worden: „Die Synagoge (Entwurf Jörg und Ingrid Mayr) zitiert den gebrandschatzten Altbau und wirkt mit ihrer gläsernen Kuppel auch als Symbol der Hoffnung auf eine friedvolle Zukunft.“



Flucht vor dem gelben Stern

Ilan Fellmann: Flucht vor dem gelben Stern. Wie mein Opa Michael Halpern dreimal den Nazis entkam.
Berlin: Pro BUSINESS 2011
280 Seiten, 14,90,- Euro
978 3- 86386-009-7

Zur Idee, ein Buch über das Schicksal seiner Familie während der Nazizeit zu schreiben, gab seine Mutter zu bedenken, wer das denn lesen solle, denn derartige Bücher gäbe es bereits wie Sand am Meer. Davon unbeirrt



war Ilan Fellmann aber der Ansicht, dass schliesslich auch sein Werk eine Berechtigung hätte.

Er erzählt die typische Geschichte einer grossen jüdischen Familie, die ursprünglich aus Galizien und der Bukowina



Der Bezirksvorsteher-
Stellvertreter von
Hietzing
REINHARD FEISTRITZER
wünscht allen
LeserInnen
einen schönen
und erholsamen

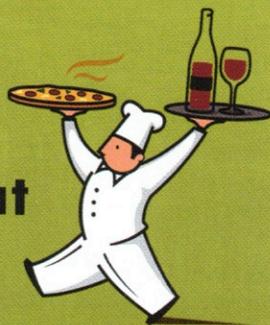
Sommer.

570 RESTAURANTS

56 STÄDTE

1 ADRESSE

willessen.at



SCHNELL UND EINFACH ESSEN ONLINE BESTELLEN!



ZUKUNFT AUS TRADITION

www.oevp.at



VERANTWORTUNG

ist ein Wert aus Österreich.

Jede Generation soll der nächsten
ein besseres Österreich übergeben.

Dr. Michael Spindelegger
Vizekanzler

LINNERTH

EXKLUSIVE HERRENMODE



Am Lugeck 1-2 1010 Wien

Tel.: +431-513 8318

www.linnerth.com

PAL ZILERI

J
JACOB COHEN

BOGLIOLI

GIMO'S

ARMANI
COLLEZIONI



Über die widerstrebenden Gefühle der Nachkommen der Überlebenden

Lizzie Doron: Das Schweigen meiner Mutter
München, DTV 2011
220 Seiten, 14,90,- Euro
ISBN 978-3-423-24895-2

Der neue Roman von Lizzie Doron, erstmals bei DTV in der Reihe premium veröffentlicht, schliesst sich für mich direkt an das in Israel schon 2002 erschienene, in Deutschland erst 2009 veröffentlichte Buch „Es war einmal eine Familie“ an. Dort hatte sie, wie in anderen Büchern auch schon, verfremdet erzählt von ihrer Kindheit im Tel Aviver Viertel Yad Eliahu, einem kleinen, aber geschlossen wirkenden Viertel, in das damals fast nur Überlebende der Konzentrationslager zogen. Schon in ihrer autobiographischen Novelle „Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen?“ hat die 1953 geborene Lizzie Doron von Yad Eliahu erzählt, von ihrer prinzipienfesten Mutter, die über ihre Vergangenheit in den Lagern der Nazis wie so viele andere beharrlich schwieg. Doron hat erzählt von den Aufträgen und Botschaften der Mutter, die wollte, dass die Tochter ihr Leben ganz auf die Zukunft ausrichtet. Dass ihre Tochter sich womöglich für ein Leben im Kibbuz entscheiden könnte, war ihr ein schrecklicher Gedanke. Und doch kam es genauso. Dorons Figuren sitzen in ihren Büchern allesamt wie in einer Falle. So wie sie sie schildert, versucht sie nachzuweisen, dass es keinen „richtigen“ Umgang mit dem Gedenken an die Shoah und ihre Opfer geben kann. Die zweite Generation, aufgewachsen im auch aggressiv vorgetragenen Schweigen ihrer Eltern, hat für ihr ganzes Leben wirksame Beschädigungen erlitten, weil sie ihr Leben nur verstehen können als Trost für die Eltern. Lizzie Doron versucht mit ihren Büchern das Schweigen zu brechen. Es gibt niemand sonst, der in der Lage ist, die widerstrebenden Gefühle der Nachkommen der Überlebenden tiefer und schmerzhafter auszuloten. Man spürt den jeweils sehr sensiblen und gelungenen Übersetzungen Mirjam Presslers ab, welche unsagbare Anstrengung das Schreiben dieser Bücher für Lizzie Doron bedeutet. In „Es war einmal eine Familie“ nimmt sie Abschied von ihrer Mutter Helena. Das ganze Buch ist ein mit vielen Erinnerungen durchtränkter Bericht einer Schiwa, der einwöchigen Trauerzeit der Juden. Elisabeth, das Alter Ego von Lizzie Doron kommt Anfang der neunziger Jahre nach Yad Eliahu zurück. Helena, ihre Mutter, die wir aus den bisher veröffentlichten Büchern im Jüdischen Verlag gut kennen, ist gestorben. Sie hat mit vielen alten Überlebenden der Shoah bis zu ihrem Tod in diesem Viertel gelebt, aus dem die Jungen früher oder später alle weggezogen sind, weil sie die Alpträume ihrer Eltern hinter sich lassen, endlich ein normales Leben führen wollten. Doch viele dieser Kinder, mit denen Elisabeth damals aufgewachsen ist, haben im Jom-Kippur-Krieg ihr Leben verloren. Elisabeth will ihrer Mutter die letzte Ehre erweisen und bleibt sieben Tage in ihrem Elternhaus. Die beiden uns ebenfalls schon aus den anderen Büchern bekannten Schiwa-Expertinnen Sonia und Genia unterstützen sie dabei. Viele Nachbarn und Bekannte kommen ins Haus und bringen nicht nur Trost mit für Elisabeth, sondern auch ihre Geschichten und Erinnerungen. Indem sie, zunächst etwas widerwillig, dann aber mehr und mehr sich fallen lassend in die tröstende Hülle einer Schiwa, all diesen Menschen zuhört und ihren bewegenden Geschichten lauscht, kehrt die lange für Elisabeth versun-

kene und verdrängte Welt ihrer Kindheit wieder zurück. Nach dem Ende der einwöchigen Trauerzeit hat Elisabeth eine für ihr weiteres Leben sehr wichtige Erkenntnis: sie, die nie eine andere Verwandte hatte als ihre Mutter, ist doch nicht ohne eine Familie aufgewachsen. Dieses Viertel, das in den fünfziger und sechziger Jahren für unzählige Überlebende eine neue Wohnstatt wurde, in dem sie mehr oder weniger erfolgreich versuchten, sich ein neues Leben aufzubauen, dieses Viertel war einmal ihre Familie. Das wird ihr Kraft geben für ihr weiteres Leben: „Und dieses Land, das mit seinen Toten schon seit vielen Jahren dahinstirbt, ist noch einmal auferstanden. Nur sieben Tage war es noch einmal da, das unbekannte Land. Das Land, das mir Heimat und Familie war. Und das ist seine Geschichte.“ Doch die Geschichte war noch lange nicht zu Ende. Denn Lizzie Doron weiss immer noch nicht, wer ihr Vater war. Immer wieder hat die kleine Lizzie nicht nur ihre schweigende Mutter, sondern auch ihre Freundin Dorit gefragt nach ihrem Vater und immer wieder darüber nachgedacht, ob der Mann, der sich auf einem alten Foto hinter einem Busch versteckt, wohl ihr Vater war. Als Alisa (Lizzie Doron) lange Jahre nach dem Tod ihrer Mutter zu der Beerdigung der alten Fejge in ihr ehemaliges Viertel zurückkehrt, kehren auch lange vergessene Erinnerungen zurück an ihre vergebliche Suche nach ihrem Vater. Weil nicht nur ihre Mutter, sondern auch die nun verstorbene Fejge, und wie sich langsam herausstellt, auch ihre Freundin Dorit viel mehr wussten, aber ihr nicht sagen durften. Und so war Alisa in ihrer ganzen Kindheit nicht nur mit dem „Schweigen meiner Mutter“ konfrontiert über all das, was sie „dort“ (in Theresienstadt) erlebt hatte, sondern auch über ihren Vater. War er ein Kapo oder ein Partisan gewesen, ein Verräter oder ein Held?

Schritt für Schritt geht Alisa nicht nur noch einmal durch eine verlorene Kindheit, sondern nähert sich auch dem Sinn und der Begründung eines irrwitzigen Geheimnisses. Auf eine bewegende Weise wird der Vater zu einem konkreten Menschen mit einer Geschichte. Auch die bislang für Alisa unbekannte Geschichte der Mutter vor dem Lager wird klarer, und am Ende des Buches, als sie nach den Beerdigungsfeierlichkeiten für die alte Fejge wieder nach Hause fährt, wird so etwas wie Erlösung und Befreiung spürbar:

„Ich hielt am Strassenrand. Ich atmete tief die klare Luft ein, der Wind streichelte mein Gesicht und da war der Widerhall der Stimme meiner Mutter, klar und deutlich wie nie zuvor: Spring. Lauf. Sing.“

Winfried Stanzick



Lösungsvorschläge für Somalia

Walter Feichtinger, Gerald Hainzl (Hg.): Somalia, Optionen – Chancen – Stolpersteine, Band 6 der Reihe „Internationale Sicherheit und Konfliktmanagement“
Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2011
299 Seiten, 35,- Euro
ISBN: 978-3-205-78582-8

Dass sich in Österreich, einem Land mit dezidiertem Osteuropa- und Balkanschwerpunkt, eine Zelle von Wissenschaftlern und Sicherheitsexperten mit Afrika beschäftigt, ist nicht selbstverständlich. Umso mehr ist es erfreulich, dass mit dem vorliegenden Band ein sehr ausführliches und vielschichtiges Werk über den Konflikt am Horn von Afrika vorliegt.

Aber gibt es nicht schon genug jüdische Schulen in Wien? In der Malzgasse und in der Tempelgasse bestehen ja ebenfalls Bildungseinrichtungen.

Kahane: Das sind orthodoxe Schulen, wo die Ausbildung mit dem 13. Lebensjahr bzw. der Schulpflicht endet. Die Matura können Kinder dann nur auf einer *Jeschiwa* im Ausland machen. Heute würden sich viele Familien aber wünschen, dass die Kinder zu Hause bleiben können, sie wollen so junge Kinder nicht mehr ins Ausland ins Internat schicken. Die IKG sollte hier eine Expertengruppe bilden und klären, wie die Kinder eine Ausbildung in den profanen Fächern bekommen können, ohne die besonders schwere Externisten-Matura machen zu müssen. Vor allem die Geschehe der orthodoxen Mädchen hängen oft in der Luft. Mit der jetzigen Ausbildung können sie praktisch nur Kindergärtnerin oder Religionslehrerin werden. Wären die jungen Frauen auch „profan“ ausgebildet, könnten sie mehr zum Familieneinkommen beitragen.

Wie sehen Sie die Rolle der IKG Wien in der österreichischen Gesellschaft?

Kahane: Die Zeit der Beschränkung auf die Opferrolle ist vorbei, wir sind hier Staatsbürger – wir sind zwar Wenige, aber wir werden gehört. Deshalb sollte die IKG unserer Meinung nach kontinuierlich Öffentlichkeitsarbeit machen, indem sie zum Beispiel eine professionelle Pressestelle schafft. Auch die Präsenz der IKG in der jüdischen Welt könnte verbessert werden, unsere Gemeinde sollte in internationalen jüdischen Organisationen viel stärker vertreten sein.

Sie buchstabieren IKG mit Innovativ – Kompetent – Geradlinig. Worauf sind Sie stolz, was möchten Sie in die Gesellschaft einbringen?

Kahane: Die IKG Wien muss ein wertvoller Teil der österreichischen Gesamtgesellschaft werden.

Davidovits: Damit die IKG Wien als ein Teil der Gesamtgesellschaft akzeptiert wird, müssen neue Wege beschritten, neue Methoden eingeführt werden, eine grundlegende Reform von innen heraus – aber keine Revolution.

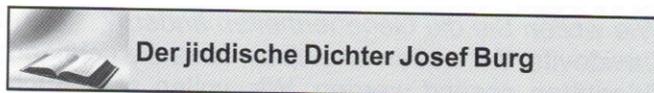
Kahane: Das gelingt der IKG auch bisher schon in Teilbereichen. *ESRA* beispielsweise ist heute ein in Mitteleuropa führendes Zentrum für posttraumatische Belastungsstörungen, und das Thema Flüchtlinge wird noch lange aktuell sein. Ähnlich könnte man sich auch in anderen Bereichen spezialisieren und führende Positionen einnehmen.

Frau Kahane, Herr Davidovits, vielen Dank für das Gespräch! ■

Amos Davidovits, 61, Unternehmer, seit 10 Jahren in der Kontrollkommission der IKG aktiv.

Patricia Kahane, 58, Unternehmerin, seit 1988 im Maimonides Zentrum und der Sozialkommission der IKG aktiv.

Weitere Informationen: www.initiative-respekt.org; www.facebook.com/IKG.Respekt



Raphaela Kitzmantel: Die jiddische Welt von gestern. Josef Burg und Czernowitz.

Wien: Mandelbaum 2012.

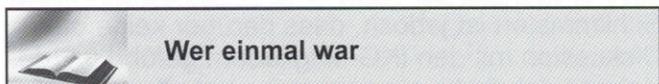
190 Seiten, 19,90,- Euro

ISBN 978-3-85476-395-6

Die Historikerin Raphaela Kitzmantel, die 2005 eine wichtige biographische Studie über Soma Morgenstern veröffentlicht hat, hat den Nachlass des 2009 verstorbenen, aus einfachen Verhältnissen stammenden Czernowitzer jiddischen Dichters Josef Burg im Österreichischen Literaturarchiv in der Nationalbibliothek gesichtet. Entstanden ist ein sehr lesenswertes, mit vielen Illustrationen auch sehr schön gestaltetes Buch. Die Autorin nennt das Werk eine biographische Collage und hat das Leben und Werk des Schriftstellers anhand zahlreicher weiterer Materialien zur Geschichte und Literatur von Czernowitz – auch zu seiner Faszination und Mythisierung – kontextualisiert.

Über Burgs Familie konnte sie leider nur wenig herausfinden, und auch für sein Germanistikstudium in Wien von 1934 bis 1938 fand sie keine Belege. Wichtig und hervorzuheben ist die ausführliche Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur im Anhang, denn Burgs Werk erfuhr ab 1988 durch zahlreiche Übersetzungen u.a. von Jürgen Rennert, Beate Petras, Andrej Jendrusch und Armin Eidherr in der DDR und anschließend im wiedervereinigten Deutschland, denen auch Ehrungen und Einladungen folgten, eine Renaissance.

Evelyn Adunka



Georg Gaugusch: Wer einmal war. Das jüdische Großbürgertum 1800–1938, A–K. Zugleich Jahrbuch der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“ – Wien, Dritte Folge, Band 16.

Amalthea Signum Verlag: Wien 2011

1650 Seiten, 128,00,- Euro

ISBN 978-3-85002-750-2

„Ist es möglich, eine Gesellschaftsschicht zu rekonstruieren?“ stellt der Autor einleitend die Frage. In der beinahe unüberschaubaren Flut an Publikationen zum Thema Judentum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges werden wohl auch Einzelpersonen, seltener schon Familien ausführlicher behandelt, ihr Umfeld oft nur angedeutet. Der Ansatz des naturwissenschaftlich geschulten Autors des vorliegenden Bandes lautet: durch genealogisches Aufarbeiten der bedeutendsten jüdischen Familien Mitteleuropas die einzelnen Personen in ihrer Einbettung in Familie und Verschwägerung zu zeigen. Solcherart wird eine Gesellschaftsschicht sicht- und greifbar, ihre Einordnung in die Gesamtgesellschaft mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen möglich. Dies führt zu der Frage: Wer ist jüdisch? Eine immer wieder gestellte Frage, die vom jeweiligen Bearbeiter nur individuell beantwortet werden kann. Hier definiert der Autor: „... deren Mitglieder im Zeitraum von 1800 bis 1890 überwiegend der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört haben“.

Die Initiative Respekt. Patricia Kahane und Amos Davidovits im Interview

 Tina WALZER

Im November 2012 findet die mit Spannung erwartete Wahl in der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG Wien) statt. David stellt in dieser Ausgabe die Initiative Respekt von Patricia Kahane und Amos Davidovits vor. Für unsere Rosch HaSchana-Ausgabe planen wir Interviews mit Oskar Deutsch (Atid) und Martin Engelberg (Chaj – Jüdisches Leben).

DAVID: Frau Kahane, Herr Davidovits, zu den kommenden Wahlen der Israelitischen Kultusgemeinde Wien treten Sie mit einer neuen Wahlliste an, der Initiative Respekt. Was kann man sich darunter vorstellen?

Patricia Kahane: Wir sind eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von säkular bis religiös und von sozialdemokratisch bis konservativ. Viele unserer Mitglieder sind seit Jahren ehrenamtlich in der IKG Wien tätig.

Wieso werden Sie gerade jetzt aktiv?

Kahane: Im Laufe unserer langjährigen Arbeit in verschiedenen Bereichen unserer Gemeinde hat sich langsam eine ziemliche Frustration eingestellt. Vor einem Jahr war noch nicht so klar, dass Ariel Muzicant sein Amt als Präsident der IKG Wien zurücklegen wird. Wir wussten aber, es kommen Wahlen, und es kommt die Gelegenheit, zu versuchen, jetzt gestaltend und korrigierend einzugreifen.

Wie kamen Sie denn zu dem Namen Initiative Respekt? Was bedeutet das?

Kahane: Für uns alle, Mitglieder der IKG Wien mit und ohne offizielle Funktionen, ist eines besonders störend: der mangelnde Respekt, die Art des Umgangs miteinander.

Sie haben für Ihre Partei, ihre Gruppierung, bewusst einen deutschen, und keinen hebräischen Namen gewählt? Die Liste von Oskar Deutsch heißt ATID (hebr. Zukunft), jene von Martin Engelberg nennt sich

CHAJ (hebr. Leben), dann gibt es noch die Misrachi (hebr. Osten bzw. „religiöses Zentrum“) und die Se-fardim. Wollten Sie sich von den anderen abheben?

Kahane: Wir haben einen deutschen Namen gewählt, weil wir alle Wiener Juden sind und unsere gemeinsame Sprache nun einmal Deutsch, und nicht Hebräisch, ist. Die IKG Wien ist unserer Meinung nach eine Verwaltungsinstitution, sie übt per se keine

religiöse Funktion aus. Diese liegt vielmehr beim Rabbinat.

Viele beschäftigt das nun bereits seit Monaten: Wen werden Sie denn als Präsidentschaftskandidatin oder -kandidaten nominieren?

Kahane: Wir wollen in erster Linie nicht einen Präsidenten stellen, sondern unsere Expertise, legitimiert durch den Wählerwillen, in die Entscheidungsgremien einbringen. Es ist nicht wichtig, wer Präsident oder Präsidentin ist, es kommt auf das Plenum und die Kommissionen an. Das Plenum ist das höchste Gremium der

IKG – nicht das Präsidium. Jemand aus unserer Gruppe wird natürlich zu gegebener Zeit den ersten Listenplatz einnehmen, pro forma wäre das dann der Kandidat für den Präsidententitel. Wir glauben, wenn alles optimal läuft, könnten wir die drittstärkste Fraktion werden.

In einem Ihrer Folder sprechen Sie von einer dringend notwendigen wirtschaftlichen Konsolidierung der IKG Wien und konstatieren dort eine Schuldenpolitik. Worum geht es in ihrem politischen Programm?

Amos Davidovits: Die Subventionen vom Staat werden zwangsläufig sinken, mehr Sozialhilfe wird nötig werden. Die IKG wird da verstärkt einspringen müssen. Sie hat aber bereits jetzt Schwierigkeiten, eine ausgeglichene Bilanz zu erreichen. Das wird in Zukunft noch viel schwieriger werden. Daher soll die Effizienz der IKG verbessert werden.



Mitglieder der Initiative Respekt, von links nach rechts: Thomas Feiger, Paul Sills, David Salomonovitz, Bernhard Segall, Sonia Feiger, Lewi Ilkanaev, Ruth Bachmayer, Michael Kalwil, Robert Wilder, Amos Davidovits, Francois Schall, Joana Radzyner, Eva Beresin, Daniel Gallner, Ilana Ventura, Julie Klein, Patricia Kahane, Dorly Singer. Mai 2012. Foto: Mit freundlicher Genehmigung Linda Martonosi.



Auch heute herrscht, wie so oft, das typische bergische Regenwetter. Die Menschen in der Industriestadt an der Wupper haben sich daran gewöhnt. Der Volksmund sagt: Die Wuppertaler kommen mit dem Regenschirm zur Welt.

Die Zusammenlegung der beiden Städte Barmen und Elberfeld zur Grosstadt ist noch gar nicht so lange her. Erst seit 1929 heisst die ehemalige Bergische Textilmetropole Wuppertal. 120 Kilometer schlängelt sich die Wupper durch das Bergische Land, bis sie schliesslich bei Leverkusen in den Rhein mündet. Wie ein Stahlwurm zieht sich 13,3 km lang das Wahrzeichen der bergischen Hauptstadt, die Schwebebahn, über den Fluss, der der Stadt den Namen gab.

Die Schwebebahn, ein Industriedenkmal par excellence: 1901 fertiggestellt gehört sie bis heute zum unverzichtbaren Verkehrsmittel der über 350.000 Einwohner zählenden Grosstadt. Bei der Einweihung der Strecke von Barmen nach Elberfeld meinte Kaiser Wilhelm, als die Bahn die Stadtgrenze Barmens erreichte, zu seiner Frau: „Luise setz den Hut, auf wir kommen in die Stadt!“.

An dieser Missachtung als Stadt leiden die Barmer bis heute. An den Hängen links und rechts der Wupper haben sich die Menschen niedergelassen, hier wurde schon früh Garn gebleicht, Bandwebereien liessen sich an der Wupper nieder, unzählige Kotten, (Scherenschleifer-Werkstätten) nutzten die Wasserkraft des Bergischen Flusses. Berge gibt es hier auch, aber der Name der Landschaft rührt von der Grafschaft Berg her. Herzogtum und territoriales Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im östlichen Rheinland. Das Territorium wurde von 1521 bis 1609 von Herzögen aus dem Haus der Grafen von der Mark regiert, einer früh abgespaltenen Seitenlinie der Grafen von Berg.

Jüdische Zuwanderung und Ausweisung

In der Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgt die erste urkundliche Erwähnung einer Zuwanderung von Kölner Juden in das Herzogtum Berg. Doch bereits 1495 wurde die Ausweisung aller Juden aus dem Herzogtum betrieben. Fast 200 Jahre später erhält 1691 der Jude Isaak Meyer vom Kurfürsten Johann Wilhelm einen Geleitbrief, um sich in Elberfeld aufhalten zu können. 1779 wird eine neue Geleitkonzession erlassen: Es dürfen nicht mehr als 250 jüdische Haushalte in den Herzogtümern Jülich und Berg sein, arme und verdächtige Juden müssen sofort

das Land verlassen, die vermögenden Juden haften für die Steuerzahlungen der unvermögenden, bei Geburt und Tod eines männlichen Juden muss je ein Goldgulden entrichtet werden. Gleichzeitig sollen Verhöhnung und Beleidigung der Juden streng bestraft werden. Diese Geleitkonzession kostet die Juden 10.000 Gulden und zusätzlich eine Jahresgebühr von 4.000 Gulden.

Mit der Besetzung der rechtsrheinischen Gebiete durch die Franzosen änderten sich schlagartig die Bedingungen für die Ansiedlung von Juden. Die französische Nationalversammlung gab den Juden die Bürgerrechte und somit die Legitimation, sich in den französisch besetzten Gebieten niederzulassen, rasch wurden mehrere Synagogengemeinden gegründet.

Auf Druck der Bleicherzunft (Garnahrung) wird 1794 ein Erlass von Kurfürst Karl Theodor herausgegeben, der Juden den Aufenthalt und die Niederlassung im Wuppertal verbietet. 1795 besetzen die Franzosen auch die rechtrheinischen Gebiete, aber die von den französischen Behörden erlassenen Judengesetze gelten nur für die linksrheinische Seite. Das Bergische Land steht nun weiterhin unter der Regierung des bayerischen Kurfürsten Maximilian Joseph, der durch die pfälzische Erbfolge an das Herzogtum Berg,

Kleve und Jülich gelangte. Er ignorierte die französischen Errungenschaften der Juden. Im Frühjahr 1806 trat Kurfürst Maximilian IV. Joseph das Herzogtum Berg an Napoleon ab.

Neun Jahre später wird das Bergische Land preussisch. Juden siedeln sich in Schwelm, Barmen und Elberfeld an. Gottesdienste werden vorerst in Privathäusern abgehalten. 1852 gründete sich nach preussischem Recht die Elberfelder Synagogengemeinde. Mit der Industrialisierung seit Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der jüdischen Bevölkerung stetig an. 1890 lebten bereits 416 Juden in Barmen. Vier Jahre später gründete sich die jüdische Gemeinde Barmen und erwarb gleichzeitig einen Bauplatz für eine zukünftige Synagoge. Im Stil des maurischen Historismus entwarf der Karlsruher Architekt Ludwig Levy die Barmer Synagoge in der Scheurenstrasse. Von 1897 bis zum Novemberpogrom 1938 war sie das geistige Zentrum der Barmer Juden. 1869 wird die bekannteste Jüdin aus Wuppertal als Tochter des Privat-Bankiers Aaron Schüler geboren. Es ist die Lyrikerin Else Lasker-Schüler. Nach tätlichen Angriffen auf offener Strasse emigriert die grosse Elberfelder Dichterin 1933 in die Schweiz. Nach dem Exil in Zürich wanderte sie nach Palästina aus und



Cafe Negev in Wuppertal, am Ostflügel der Bergischen Synagoge. Foto mit freundlicher Genehmigung M. Lemm.

In den Kriegen von 1848/49 fochten jüdische Soldaten im kaiserlichen Heer wie auch in der ungarischen Nationalarmee, der Honvéd. Diese betrachtete ihre Erhebung als Widerstand gegen die österreichische zentralistische Herrschaft über Ungarn. Die politische Interessenslage führte zu einem Zusammenschluss zwischen den ungarischen Liberalen und den reformistischen Juden. Letztere unterstützten die nationalistischen Ziele der Ungarn und hofften, über die Konstitution die vollständige Emanzipation zu erlangen. „In der Honvéd-Armee wurden zahlreiche Juden zu Offizieren ernannt, ein oder zwei brachten es sogar bis zum Major, dem höchsten Rang, den ein Nicht-Berufssoldat in der Revolutionsarmee erreichen konnte.“²³ So dienten Tausende ungarische Juden in der Honvéd-Armee (wobei allerdings auch mindestens ebenso viele in der habsburgischen Armee ihren Dienst versahen).

Die ersten Jahre nach der Niederschlagung der Wiener wie auch der ungarischen Revolution waren von den Versuchen des jungen Kaisers Franz Joseph geprägt, eine „neoabsolutistische“ Herrschaft zu errichten. Die zahlreiche Beteiligung von (Reform-)Juden an den Aufständen führte zunächst dazu, sie als „gefährliche“ und unzuverlässliche Demokraten einzustufen.²⁴ Die österreichische Armeeführung liess in der Folge einige jüdische Gemeinden in Ungarn streng bestrafen, eine Anzahl von ungarischen Juden wurde eingekerkert. Andererseits dürften jüdische Soldaten, „die der Dynastie treu ergeben waren“, keinerlei Diskriminierung erlitten haben.²⁵

Trotz verschiedenartiger Probleme stieg die Zahl der jüdischen Soldaten an. In den Kriegen 1859 und 1866 betrug sie schätzungsweise 10.000 bis 20.000 Mann (einige Quellen sprechen sogar von geschätzten 30.000 Mann). In Wien wurde 1866 sogar ein eigenes „Hilfs-Comité für Soldaten israelitischer Religion“ gegründet, das für bedürftige jüdische Soldaten und deren Angehörige sorgte. Im Jahr 1859 standen nach zeitgenössischen Angaben 157 jüdische Offiziere in

den Reihen der kaiserlichen Armee.

Zusammengefasst: Jüdische Soldaten leisteten in der k. k. Armee so manchen blutigen Dienst und verwiesen dadurch auf ihr Recht, als Bürger israelitischen Glaubens voll und ganz mit den übrigen Staatsbürgern Österreich-Ungarns gleichgestellt zu werden. ■

1 Vgl. Schmidl, Erwin A.: Juden in der k. (u.) k. Armee 1788–1918, Studia Judaica Austriaca XI, Eisenstadt: Österreichisches Jüdisches Museum in Eisenstadt, 1989, S. 28f.

2 Vgl. Bruckmüller, Ernst (Hrsg.): Österreich Lexikon/In drei Bänden, Bd.2/2004, S. 523.

3 Schmidl 1989, S. 32.

4 Schmidl 1989, S. 30.

5 Bericht von Graf Brigido, zit. nach: Wolf, G.: Juden im österreichischen Heere/Eine historische Skizze: Österreichische Militärische Zeitung, 1869, X. Jahrgang, Bd. 2, Wien: Verlag der Redaktion, 1869, S. 127f.

6 Resolution Josephs II. vom 13. Februar 1788, zit. nach: Wolf, 1869, S. 128.

7 Schreiben Josephs II. vom 13. Februar 1788 an den Hofkriegsrat, zit. nach: Wolf, 1869, S. 128).

8 Wolf 1869, S. 126.

9 Vgl. Schmidl 1989, S. 33.

10 Vgl. Wolf 1869, S. 129.

11 Vgl. Schmidl 1989, S. 52f.

12 Dies wurde in der Broschüre „Soll der Jude Soldat werden?“, Wien 1788 festgehalten.

13 Ansprache des Oberrabbiners Ezechiel Landau an die neuassentierten Soldaten, zit. nach: Wolf 1869, S. 129f.

14 Vgl. Schmidl, 1989, S. 37.

15 „... So wahr mir Gott helfe und das Heilige Evangelium, durch Jesum Christum, unseren Herrn!“

16 KA: HKR 1789 9-246, zit. nach Schmidl 1989, S. 37.

17 Vgl. Schmidl 1989, S. 41.

18 KA: HKR K1-5/109, zit. nach Schmidl 1989, S. 48.

19 Vgl. Schmidl 1989, S. 48.

20 Vgl. Schmidl 1989, S. 50.

21 KA: HKR 1815 G 1 7/657, zit. nach Schmidl, 1989, S. 50.

22 Deák, István: Der k. (u.) k. Offizier/1848-1918, Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag, 1991, S. 208.

23 Deák 1991, S. 209.

24 Vgl. Schmidl 1989, S. 54.

25 Deák 1991, S. 209.

26 Vgl. Schmidl 1989, S. 54f.

 Hubert Michael MADER

Wie in anderen europäischen Staaten auch, waren Juden in Österreich bis ins 18. Jahrhundert nicht als wehrwürdig anerkannt. Es war ihnen also untersagt, ins Militär einzutreten. In Kriegszeiten (wie im Dreissigjährigen Krieg) wurden freilich immer wieder Menschen aus der jüdischen Bevölkerungsgruppe zu militärischen Hilfsdiensten herangezogen. Doch es war die seltene Ausnahme, dass Juden als Kämpfer eingesetzt wurden.

Diese Regelung galt indessen nur für Angehörige der jüdischen Religion. Sobald ein Jude zum Christentum übergetreten und getauft war, hatte er auch die Erlaubnis, im kaiserlichen Heer zu dienen, und selbst die Offiziersränge standen ihm offen.¹

Wohlhabende Juden, die an ihrer Religion festhielten, unterstützten die Kriegszüge des Kaisers durch finanzielle und anderwärtige Ressourcen. Samuel Oppenheimer wirkte in Wien als Hofbankier und Hoflieferant. Er versorgte die österreichischen Truppen während der Türkenkriege und am Anfang des Spanischen Erbfolgekrieges. „Retter aus Türkennot“, so lobte ihn selbst Prinz Eugen. Beim Tode Oppenheimers, der im Übrigen auch den Bankrott seiner Firma bedeutete, schuldete ihm der Staat sechs Millionen Gulden.² Doch noch im 18. Jahrhundert stellte Maria Theresia mit Entschiedenheit die Wehrwürdigkeit der Juden fest: „Von ihrer Zulassung zum Heer kann keine Rede sein!“³

„Nutzbarmachung“ in der Aufklärung

Im Zeichen der Aufklärung trat unter Joseph II. eine Änderung der Situation ein. Die jüdische Bevölkerung sollte einerseits rechtlich geschützt werden (1782 Toleranzpatent), andererseits sollte sie von der Bevölkerungsmehrheit so weit als möglich assimiliert werden. Schon 1781 belegte ein anonymes Autor in Prag die Gründe, warum Juden u.a. in der Armee dienen sollten. In seiner Broschüre „Beleuchtung der Materie über die Duldung der Juden von einem Freund der Wahrheit, Menschlichkeit und Aufklärung“ untermauerte er seine Forderung nach Militärdienst für Juden mit den Worten, „damit sie endlich einmal aufhören, ein besonderes Volk, einen statum in statu zu bilden“. Josephs II. Politik wollte nicht eine Gleichberechtigung der Juden, sondern vielmehr „Toleranz“, also „Duldung“.⁴

Am 20. August 1787 unterbreitete Graf Brigido Kaiser Joseph II. einige Vorschläge betreffend die weitere Behandlung der jüdischen Bevölkerung. Unter Punkt 3 behandelte der Graf auch den Mili-

tärdienst: Wie alle anderen Untertanen sollten „die Juden conscribirt und zum Militärfuhrwesen- und Stuckknechtdienst abgestellt werden“. Erklärend fügte er hinzu:

„Wenn gleich ein noch herrschendes Vorurtheil unter dem Militär, sie unter den Gewehrstand selbst zu nehmen, zur Zeit nicht rathlich sein sollte, so wird solches eben durch diese Veranlassung sich nach und nach verlieren, und dann kein Bedenken mehr obwalten, ob ein Jude nicht auch unter dem Gewehre dienen könne, wozu er nach seinen körperlichen Fähigkeiten ebenso gut als jeder andere gesunde Mensch taugt, und daher in sich billig ist, dass er eben mit andern Menschen gegen den Staat gleiche Verbindlichkeiten tragen, mithin auch zu dessen Beschützung einwirken solle.“⁵

Joseph II. erliess am 13. Februar 1788 jene Resolution, nach welcher alle zum Militärdienst tauglichen Juden „wenigstens von Anfang zu dem Fuhrwesen, dann zu der Artillerie als Stuckknechte“ einzuteilen wären, „gleich bei jetzigem Kriege“ (gegen die Türken).⁶ Mit gleichem Datum schrieb der Kaiser an den Hofkriegsrat, dass „der Jude als Mensch, als Mitbürger des Staates, zu allem demjenigen verwendet werden“ sollte, „was jedem Andern obliegt“. Seine Religion würde „dadurch nicht gekränkt“, weil es ihm freistehe, „das zu essen, was er will, und zu Nichts anderem am Sabbat verhalten werden muss, als was die Noth fordert und was auch ein Christ am Sonntag zu thun schuldig ist“.⁷

Das Gesamturteil über Joseph II. und seine Politik Minderheiten gegenüber kann im Grossen und Ganzen positiv ausfallen. Einerseits bewies er Weitblick, andererseits blieb er ein Kind seiner Zeit. Joseph II. befreite die Jüdinnen und Juden „von der Schmach des gelben Flecks, von dem Leibzoll etc.“ und erweckte dadurch ihr „Selbstbewusstsein und das Ehrgefühl“ zu neuem Leben. Summa summarum: Der Kaiser beseitigte nicht alle Lasten, aber er tat vieles für die jüdische Bevölkerung. Und dies zu einer Zeit, als die Juden durchaus noch in weiten Teilen Europas „hart bedrückt und geknechtet wurden.“⁸ Freilich war die Tätigkeit der Juden als kaiserliche Soldaten zunächst auf das militärische Fuhrwesen (den sogenannten „Train“) beschränkt. Diese Waffengattung galt im Vergleich mit den anderen als weniger geachtet, und bereits zuvor waren Juden schon mehr oder weniger regelmässig zu Vorspann- und Fuhrwerksdiensten herangezogen worden.⁹ Doch nun wurde ein Schritt in eine neue Richtung getan. Wer in die Zukunft schaute, dem wurde klar,

Schlussendlich habe ich ihre (der Juden) Freiheiten gnädig bewilligt bei der Herrschaft zu Gobelsburg, urkundlich niederschreibend lassend in B: fol¹⁹ 123, und zwar von Wort zu Wort, und allen Juden zu Gobelsburg mit meinem hochadeligen Siegel bekräftigt und, mit meiner eigenen Hand unterschrieben und gezeichnet, zugestellt. So geschehen im Schloss zu Gobelsburg am letzten Oktober des Jahres 1642. ■

1 Gedruckte Quelle: Bl. f. Lk. 1866, Nr. 1, Mitteilg., (Abschrift aus dem reichsgräfl. Wurmbbrand'schen Familienarchiv zu Steyersberg.

2 Etwas weggerissen.

3 Eine Maßeinheit.

4 Auch Taz, eine nicht nur auf Getränke beschränkte Abgabe.

5 Zehnprozentige Getränkesteuer.

6 Etwas weggenagt.

7 Ein Verwaltungsbeamter.

8 Waren meist auf dem Marktplatz, später in ebenerdigen Gewölben stehende Bänke.

9 Liegt nordöstlich von Krems. Die alte Anlage wurde 1725 in ein Barockschloss umgestaltet und gelangte schliesslich 1746 als Gutshof in die Hände des Stiftes Zwettl.

10 Hygienevorschriften.

11 Etwas weggenagt.

12 Getreidemass von 61,48685 Litern.

13 Altdeutsche Silbermünze im Wert von 12 Pfennigen.

14 Alte Scheidemünze aus Kupfer.

15 Im Sinne von Stätte, Platz.

16 Wohl fl., d.h. Florentiner (Gulden).

17 Seinerzeit ein begehrtes Gewürz, es diente auch dem Haltbarmachen von Speisen.

18 Erst Joseph II. schaffte eine Steuer, mit der aus jüdischem Besitz stammende Pferde belegt wurden, ab.

19 Bedeutet Blatt.

Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

Mobil: +43-699-11788119

E-Mail: julius.dem@chello.at

wünscht allen Verwandten, Freunden und
Kunden im In- und Ausland einen schönen
Sommer.

Dr. Gabriel Lansky und Familie

1010 Wien, Rotenturmstrasse 16-18/8

Telefon: +43 1/533 33 30-13

Fax: +43 1/532 84 83

E-Mail: office@lansky.at

wünschen allen Freunden, Bekannten
und Klienten in Wien und im Ausland
einen schönen Sommerurlaub.

**Die MitarbeiterInnen des
Instituts für jüdische Geschichte
Österreichs
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
einen schönen Sommer.**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at>

**Der Verein der Freunde
von Nordzypem**

**wünscht allen
LeserInnen des DAVID
und der jüdischen
Gemeinde in Österreich
einen schönen
Sommerurlaub!**

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker

1160 Wien, Wattgasse 9-11

e-mail: rudolf.mayer1@chello.at

Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69

- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommerurlaub!*

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

*wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!*



Mit der schriftlichen Quelle „Freiheiten zu Goblspurg“ besitzen wir ein Kleinod deutscher Rechtsgeschichte aus dem Herzogtum Unter der Enns. Sie soll weiten Kreisen unserer Bevölkerung nicht vorenthalten und vor dem Vergessen bewahrt werden. Der Autor hat diese Schrift aus dem Jahr 1642 übersetzt.

Die sogenannten Freiheiten wie jene von Goblspurg, die unter Punkt 19 expressis verbis das Schutzgeld anführen, sind auf die mittelalterliche rechtliche bzw. gesellschaftliche Sonderstellung der Juden im Habsburgerreich zurückzuführen. Die Schutzbedürftigkeit der mittelalterlichen Juden, die wie Frauen, Kleriker und Kaufleute nicht wehrfähig waren, führte zur Ausstellung von Schutzbriefen, auf die allerdings vom jeweiligen Herrscher Abgaben eingehoben wurden. Unter kaiserlichen Schutz wurden die Juden im 13. Jahrhundert als Kammerknechte tituliert. In späteren Zeiten, und zwar unter lokalen Herrschern, sprach man von Schutzjuden.

Der Text im früh-neuhochdeutschen Original

Ich Hanns Reichard herr zu Polheim (titulus) bekhenne hiemit, das ich denen juden, so aniesz zu Goblspurg wohnen oder sich khünftig noch andere mehr dahin begeben mechten auf ihr gehorsambes anlangen und bitten, nachfolgende Punkten verwilligt und zuegfelassen.

Erstlichen, das sye in dem Pflussterischen hauss ein Synagog nach gebrauch Jüdischer Caeremonien mit Vorsingen bauen und machen khünen, doch auf ihren selbst aignen Ancosten.

Anderten, gib ich ihnen zu, das sie ihnen selbst ein orth zu ihren Freuthoff überkommen und aussehen mügen.

Drittens, mügen sye unter ihnen einen Richter und geschworenen sezen, doch mit Vorwissen der herrschaft, und muess die confirmation von der herrschaft beschehen.

Vierten, wan sie juden unter einander wegen übertretung ihren gesaz, oder andern jüdischen gebreuchen nach strafen, so ist halbe straf der herrschaft, auch wan der richter oder geschworne solche straf der herrschaft nit alsbalden anzaigen, sein sie solche in gedoppelten werth zu bezallen schuldig und verbunden.

Fünftten, hat auch die herrschaft macht und gewalt, einen ieden juden nach seinen verbrechen der gelegenheit nach abzustrafen.

Sechstten, sollen sie juden macht haben ihr gewerb und handthierung zu treiben, es sey mit allerlei wahren, khautten und verkhaufften, auch fleischhacken, und wie sie ihr brot ehrlich gewöhnen khünen, soll ihnen hierinnen nichts gewöhrt sein, doch das sie khein ungerrecht oder falsches viech ausschakken, auch niemanden zu verkhauffen geben und überfortheillen.

Sibenden, sollen sie mit dem vieh schlächten weder in

ihren wohnungen noch auf der gassen khein unlust noch unsauberkeit machen, sich auch [...] nach dem willen gottes an einem orth sterben oder oder gefährlichkeiten entstehen mechten, desselben orths genzlich enteuffern, auch kheinen frembden juden so von dergleichen orth khäme, bei ihnen nit beherbergen noch ainichen unterschleif geben, wie das ohne das bei ihnen fleissige inspection zuhalten, dem pflieger anbevolchen worden, damit alle unsauberkeit abgestellt werde.

Achten, mügen sie auch an schuld stat auf ihr selbst aigne hauss notdurft wein einhandeln, doch wan sie denselben unter ihnen ausgeben, müssen sie der herrschaft den gebührenden táz und ungeld davon abrichten und bezallen, wan sie aber einen christen ain ächtring³ umbs gelt geben, sein sie schon táz⁴ und ungelt⁵ schuldig zu raichen.

Neunten, soll auch niemanden mit ihnen (es sei wer es wolle) nicht zu commendieren haben, es sei geist. oder weltliches stands als mein vorgesetzter pflieger, auch wann sich der juden richter oder ein anderer jud auf die obrigkeit berufen wuerde, soll er darbei geschützt werden.

Zehenden, muess ein ieder jud im jahr ein raiss auf Wien, Mühlstetten oder Mephres verrichten, wan er aber selbst nit gehet, muess er alsbalden einen andern potten, welchen er bezallen soll, stöllen, oder für iede raiss ainen gulden gelt geben und zu bezallen verpflichtet sein.

Ainlifften, soll khein fremdter jud alhie über zwen tág nit aufgehalten, sondern der herrschaft angezaigt werden.

Zwölfften, wan die herrschaft von alten oder jungen fleisch, wan sie schlächten, etwas bedürftig sollen sie iedes pfund umb zwen pfening rechter als andern leuthen geben.

Dreizehenden, alles was sie schlächten von gross und kh-lainen muessen sie vermüg des khai: ausgangen mandats den auf [...] darvon geben und alle zeit solches dem pflieger⁷ anzaigen damit ers beschreiben khan.

Vierzehenden, wan die herrschaft ein fleischpanckhen⁸ baut, müessen die juden solche in bstand nemmen und davon jährlich der herrschaft zunns raichen p. zehen gulden oder ainen centen ausgelassnes inslet geben.

Fünfzehenden, solang der anschlag des rauchfanggulden weret, müessen die juden denselben von ihren bewohnten heusern geben.

Sechzehenden, muess ain iedes par juden des jahrs zwo genns mösten, die werden ihnen von der herrschaft geben, und darauf haben sie zur möstung einen halben mezen habern, oder müessen dafür in gelt 6 Schilling geben, so verbleibt ihnen die ganss.

Sibenzehenden, muess iedes par juden, so ein ehevolk ist, der burgerschaft zu Goblspurg auf die gmain jährlichen geben p. dreissig khreuzer.

Achtzehenden, wan ein jud in willens het, sich von der herrschaft Goblspurg aus dem marckht wöckh zubegeben, soll er unaufgehalten sein, aber sich zudor mit der herrschaft wegen seines abschieds und abzugs zuber gleichen,

Nationalfeiertag am 26. Oktober eingeladen, nach der österreichischen Hymne habe ich also jüdische Lieder gesungen. Auch viele in London lebende österreichische Juden waren dort, und die Menschen waren gerührt.

Was haben Sie als Nächstes vor?

Mein Herbst-Konzertprogramm heisst „Jiddische Neschome“, Jiddische Seele, das ich gemeinsam mit Kammerschauspieler Kurt Sobotka und dem israelischen Klarinettenisten Hannan Bar Sela gestalten werde. Ausserdem wird im November das traditionelle Kantorenkonzert stattfinden. Darauf freue ich mich schon sehr.

Wie planen Sie Ihre Konzerte, was schwebt Ihnen da vor?

Die Präsentation von „A New Light“ beispielsweise habe ich gemeinsam mit dem ORF Ö1-Moderator Gottfried Cervenka, dem Klassik- und Opernfachmann, gemacht, begleitet wurde ich von Paul Gulda. Das Datum, der 3. Juni, war nicht zufällig gewählt: An dem Tag ist nämlich nicht nur mein eigener Geburtstag, sondern auch jener meines ersten Vorbildes, Jan Peerce (1904–1984). Er und sein Schwager, Richard Tucker (1913–1975), sowie natürlich der grosse Josef Schmidt (1904–1942), alle drei Kantoren und Opernsänger, sind meine Vorbilder. Als ich meine letzte CD präsentierte, wählten die Veranstalter den 16. November. Erst kurz davor wurde mir überhaupt klar – an dem Tag ist die *Jahrzeit* von Josef Schmidt: So wurde es ein Gedenkkonzert für diesen wunderbaren Menschen, der so tragisch in einem Schweizer Internierungslager sterben musste. Wenn ich etwas tue, will ich auch Gutes tun.

Welche Aufgabe hat Musik für Sie?

Ich versuche, die jüdische Tradition hoch zu halten, und dieses Ziel kann ich über die Musik viel besser erreichen als über alle anderen Wege. Das kann ich, das ist meine Berufung. Mein Motto ist: „Denke gut, und es wird gut!“ Mein Dank geht an alle, die mir geholfen haben, diese CDs zustande zu bringen, und an meine Familie, die hinter mir steht, für ihre Geduld. ■

Diskografie (Auswahl):

Shmuel Barzilai, Wiener Sängerknaben (2000), *Sounds of Prayer* (2008), *Song and Prayer* (2010), *A New Light* (2012). Alle CDs erhältlich im Fachhandel.

Weiterführende Information: www.cantor-barzilai.com

Konzert: „Jiddische Neschome“, Shmuel Barzilai & Friends, 17.11.2012, Theater Akzent, Wien 4, Theresianumgasse 18, Beginn: 19.30 Uhr, Veranstalter: Jiddischer Kulturherbst 2012, Jüdisches Institut für Erwachsenenbildung, www.jiddischerkulturherbst.at

Ich wünsche allen Leserinnen und Leser im Namen der Bezirksvorstehung Donaustadt erholsame und friedliche Sommertage!



Norbert Scheed
Bezirksvorsteher

Donaustadt



Bezirksvorsteher Gerhard

Zatlokal wünscht Ihnen allen im Namen der Bezirksvertretung Rudolfshheim-Fünfhaus einen schönen und erholsamen Sommer!



**DAS ÖSTERREICHISCHE
SCHWARZE KREUZ
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**

*wünscht allen Lesern des DAVID
eine erholsame Urlaubszeit.*

Für das Präsidium:

LAbg. ÖkRat Peter RIESER

Präsident

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

Ehrenpräsident

Gen.Dir. a.D. Dr. Heinz DERFLER

Vizepräsident

Oberst i. R. Alexander BARTHOU

Generalsekretär

Wirkl. HOFRAT Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

Präsidiumsmitglied, Generalsekretär a.D.

RA Hofrat Bgdr Dr. Hans KASER

Kurator

A New Light. Interview mit Shmuel Barzilai, dem Oberkantor der Wiener jüdischen Gemeinde

 Tina WALZER

DAVID: Herr Oberkantor, Sie wurden in Jerusalem in eine bekannte Kantorenfamilie geboren und sind seit 1992 selbst Oberkantor der Wiener jüdischen Gemeinde. Der bekannte Musikkritiker Christopher Norton-Welsh nennt Sie einen robusten, dennoch flexiblen Tenor italienischen Stils, der den Allmächtigen in temperamentvoller Manier ruft, seinen Ton aber dennoch modulieren kann, wo es erforderlich ist, und sieht in Ihnen einen würdigen Nachfolger der vielen berühmten Kantoren Wiens. Am 3. Juni wurde Ihre neue CD, „A New Light“, vorgestellt. Was ist Ihnen daran besonders wichtig?

Shmuel Barzilai: Die neue CD ist die letzte in einer Serie von drei Aufnahmen gleichen Stils. Neu ins Repertoire aufgenommen sind hier eine eigene Komposition sowie eine des bekannten chassidischen Komponisten Ben Zion Schenker aus New York. Er ist schon 84 Jahre alt und gehört den *Modzitzer Chassidim* an, einer religiösen Bewegung, in der die religiösen Führer traditionell auch liturgische Musik komponieren.

Welche Musikstücke haben Sie für Ihre letzten drei CDs ausgewählt?

Es sind klassische und bekannte Kantoralstücke, vor allem von meinen Kantoren-Vorbildern. Mir ging es darum, wenn man ihre Musik hört, spüren zu können, wie sie die Texte interpretiert und gesungen haben. Zu ihnen gehören natürlich der „König der *Chasanim*“, Josef Rosenblatt (1882–1933), und Mordechai Hershmann (1888–1940), ausserdem die berühmten Brüder Moshe (1899–1966) und David (1912–1985) Koussevitzky, und dann noch die Wiener Kantoren Israel Alter (1901–1979) und Zavel Kvarin (1874–1952). Kvarin war sechs Jahre lang an der Synagoge in der Wiener Neudeggergasse tätig und bezeichnet dies in seinem Buch, *Mein Leben* (1951), als seine schönsten Jahre. Alle ihre Kompositionen haben wir zu Hause immer gehört.

Wie kamen Sie überhaupt nach Wien?

Der Oberrabbiner Eisenberg hat mich nach Wien

eingeladen, weil der Oberkantor Adler in Pension gegangen ist und ein neuer für die Gemeinde gesucht wurde. Dem Ruf bin ich gerne gefolgt, denn die Wiener jüdische Gemeinde hat eine grosse Tradition, und Wien als Musikstadt hat mich auch angezogen.

Sie haben darüber hinaus akademische Verbindungen zum Institut für Judaistik der Universität Wien?

Ja, als ich nach Wien kam, begann ich dort neben meinen Aufgaben als neuer Kantor ein Studium. Ich bin sehr froh, dass ich das bis zum Abschluss geschafft habe.



A New Light, die neue CD des Oberkantors der Wiener jüdischen Gemeinde, Shmuel Barzilai (2012). Foto: Oliver Jiszda, mit freundlicher Genehmigung Shmuel Barzilai.

Als Kantor der Wiener jüdischen Gemeinde haben Sie einen weltberühmten Vorgänger: Salomon Sulzer (1804–1890). Welche Bedeutung hat Sulzer heute für Sie, stehen Sie in seiner Tradition?

Man soll traditionellerweise die Musik einer jüdischen Gemeinde nicht ändern. So stammen also die meisten Melodien, die bei uns gesungen werden, von Sulzer, aber nicht nur: Ich habe auch viele neue Stücke von den berühmten Kantoren der Welt, jene Melodien, die in vielen Synagogen gesungen werden, eingeführt. Salomon Sulzer war ein grosser Musiker

und sehr bekannter Kantor, seine Kompositionen sind sehr schön und ein Gewinn für jede Gemeinde, aber auf der anderen Seite hat jeder Kantor seinen eigenen Stil, und ich wollte auch meinen in die Gemeinde einbringen. Bereits mein Vorgänger, Oberkantor Abraham Adler (1916–2003), hat ein bisschen neue Sachen gebracht, ich stehe auch in seiner Tradition. Meine grösste Freude ist, dass mittlerweile meine Neuerungen in der Gemeinde zum festen Bestandteil ihres Ritus geworden sind. Das ist für mich das grösste Kompliment. Wir haben heute ein umfangreiches Repertoire mit unserem Chor, neben den Kantoralstücken von Sulzer und Adler auch von mir selbst eingeführte Stücke, darunter solche, wo das Publikum mitsingen kann. Damit haben wir einen lebendigen G'ttesdienst.

Oft wird gesagt, Sulzer sei in Europa vergessen,

Zur Erteilung des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich an Herrn Amtsdirektor i.R. Regierungsrat Ilan Beresin

 Alfred GERSTL

Laudatio gehalten von Alfred Gerstl am 27. April 2012 im Audienzsaal des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur, Wien.

Exzellenzen,
sehr geehrte Damen und Herren,
sehr geehrter Herr Beresin, lieber Ilan,

Als Redaktionsmitglied der Kulturzeitschrift DAVID ist es mir eine große Ehre, heute eine Laudatio auf Herrn Amtsdirektor in Ruhe Regierungsrat Ilan Beresin zu halten. Im Jahr 1989 hat Herr Beresin nicht nur den jüdischen Kulturverein DAVID gegründet,

sondern auch die gleichnamige Vierteljahresschrift konzipiert und ins Leben gerufen. Seit der ersten Ausgabe steht er ihr ehrenamtlich als höchst ambitionierter und umsichtiger Chefredakteur vor. Davor, von 1984–1989, war Herr Beresin Chefredakteur von „Zentrum“, der Zeitschrift der Allgemeinen Zionisten in Österreich. Er hat sein publizistisches Engagement immer der Sache wegen und ehrenamtlich verfolgt, zusätzlich zu seiner mit ebenso grossem Einsatz geführten Tätigkeit im Bundesministerium für Landesverteidigung, für das er 1977 zu arbeiten begann und in dem er bereits ab 1981 als Referatsleiter amtierte.

Vergleicht man die ersten Ausgaben des DAVID optisch mit den aktuellen, so fallen sofort Unterschiede und Gemeinsamkeiten auf: Nach wie vor zielt ein Synagogen-Bild die Titelseite, etliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der ersten Stunde sind immer noch dabei, und einige vor über 20 Jahren eingeführte Rubriken existieren weiterhin. Dank der neuen IT- und Drucktechniken ist DAVID jedoch heute optisch viel ansprechender. Unverändert geblieben ist die hohe Qualität.

Als Chefredakteur ist Herr Beresin die entscheidende Instanz bei der Auswahl der Schwerpunkte sowie der Gewinnung neuer Redaktionsmitglieder und AutorInnen. Die DAVID-Redaktion wird von ihm

kompetent und menschlich vorbildlich geleitet. Sie ist nicht nur interkonfessionell, sondern ihr gehören auch Personen mit höchst unterschiedlichem beruflichem und wissenschaftlichem Hintergrund an. DAVID gelingt es aufgrund dieser Zusammensetzung hervorragend, aktuelle wissenschaftliche und kulturpolitische Debatten in qualitativ hochstehenden

Beiträgen, Kommentaren und Rezensionen vertiefend zu beleuchten.

Herr Beresin hat mit unermüdlichem Einsatz immer die uneingeschränkte Tätigkeit der Redaktion sichergestellt. Darüber hinaus greift er selbst gerne zur Feder (vor allem Rezensionen) oder interviewt Persön-

lichkeiten des öffentlichen Lebens.

Förderung des christlich-jüdischen Dialoges

Herrn Beresins wichtigstes Anliegen war es, mit DAVID eine kritische überparteiliche Plattform auf liberaler Grundlage ins Leben zu rufen. Sie sollte einen wichtigen und kontinuierlichen Beitrag zum christlich-jüdischen Dialog in Österreich leisten und die gemischt konfessionelle Leserschaft über Themen der jüdischen Geschichte und Kultur informieren. Und zwar sowohl in Österreich wie auch international, wobei ein geografischer Schwerpunkt auf den mittelosteuropäischen Nachbarstaaten liegt. Inhaltlich besondere Anliegen sind die Aufarbeitung der jüngeren österreichischen Vergangenheit und die Analyse der österreichisch-israelischen Beziehungen. Sie erfolgt über fundierte, aber dennoch allgemein verständliche wissenschaftliche Beiträge, journalistische Artikel und Interviews, aber auch über neue Vermittlungs- und Dialogbemühungen, etwa an Schulen. Ein weiteres wichtiges Anliegen ist die schriftliche und fotografische Dokumentation von noch existierenden und zerstörten Synagogen und jüdischen Friedhöfen in Österreich und im Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie, um sie so dem Vergessen zu entreissen.

Da österreichische Emigranten und Emigrantinnen



Die Ehrung im Audienzsaal des BMUKK

Galizien

Vergangenheit in der Gegenwart

 Bőrries KUZMANY und Marianne WINDSPERGER

„Galizien“ ist ein Wort, das viele Assoziationen weckt. Oftmals haftet ihm etwas Nostalgisches und Wehmütiges an. Im Sommer 2010 machten sich fünfzehn Doktorandinnen und Doktoranden der Universität Wien auf den Weg in dieses vergangene Galizien und kamen dabei in der Realität der heutigen Ukraine und des heutigen Polens an. Orte des ehemaligen Galizien konnten so nicht nur in ihrer historischen Bedeutung verstanden, sondern auch in der Gegenwart neu entdeckt werden.

Diese 15 Doktorandinnen und Doktoranden gehören dem vom österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) geförderten Doktoratskolleg „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe“ an und stammen aus der Ukraine, Polen, Frankreich, Deutschland und Österreich. Die Gruppe besteht keineswegs nur aus Historikern – Germanisten, Judaisten und Slawisten sind ebenfalls gut vertreten. Diese Vielzahl an Disziplinen und Ländern spiegelt sich auch in der Vielfalt der Zugänge zum Thema Galizien wider. Gemeinsam ist allen, dass nationale und ethno-konfessionelle

Zuschreibungen in Frage gestellt und Grenzen im Kopf immer wieder durchbrochen werden sollen. Einige Mitglieder dieses Doktoratskollegs gestalteten im Foyer der Universitätsbibliothek eine Ausstellung, die den Titel „Eine Reise durch Galizien. Eine thematische Erkundung von Orten der Vergangenheit in der Gegenwart“ trug und von Anfang März bis Ende Mai 2012 zu sehen war. Im Zuge dieser Ausstellung wurden 14 Orte des ehemaligen habsburgischen Kronlands vorgestellt, die wichtige Themen dieser Region repräsentieren.

Annexion durch die Donaumonarchie 1772

Das Habsburgerreich annektierte 1772 im Zuge der ersten Teilung Polen-Litauens ein Territorium, das circa so gross war wie das heutige Österreich und rund 2,6 Millionen Einwohner hatte. Die Wiener Verwaltung gab dem neuen Kronland den Namen Galizien und Lodomerien. Dabei berief man sich auf vage Thronansprüche der Habsburger als Könige von Ungarn auf das mittelalterliche Fürstentum Halytsch-Wolhynien, dessen lateinischer Name Galicia et Lodomeria war.

Das angegliederte Gebiet umfasste im Westen jedoch auch Gebiete der historischen Region Kleinpolen, auf das keinerlei Ansprüche erhoben werden konnten. Als administrative Einheit wurde Galizien daher auch deshalb erfunden, um die Unrechtmässigkeit der Annexion zu kaschieren.

Das neue Gebiet war ökonomisch weniger entwickelt als die habsburgischen Kernländer und unterschied sich auch in seiner sozialen und konfessionellen Struktur. Neben seiner militärischen Funktion als Glacis gegenüber einem immer stärker werdenden Russland diente Galizien auch als Spielwiese für die

josephinischen Reformen in Wirtschaftsfragen, der Säkularisierung und der Entmachtung lokaler adeliger Eliten zugunsten einer Zentralisierung des Staats.

In ethno-konfessioneller Hinsicht unterschied sich Galizien stark von anderen Kronländern. Es bestand zu jeweils gut 40 Prozent aus polnischsprachigen Römisch-Katholischen und ukrainischsprachigen Griechisch-Katholischen. Das Zünglein an der Waage bildeten die rund zehn Prozent meist jiddisch-

sprachigen Juden. Ferner lebten hier Armenier, Lipowaner, Ungarn und Deutsche, Letztere vor allem infolge der Kolonisationsbemühungen unter Joseph II., aber auch durch Zuzug von habsburgischen Beamten. Diese kleineren Gruppen machten jedoch zusammen nie mehr als ein Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Galizien wurde 1784 in das österreichische Zollgebiet integriert, in seiner wirtschaftlichen Entwicklung hinkte es aber den meisten Kronländern der Habsburgermonarchie weiterhin hinterher. Galizien blieb ein agrarisch geprägtes Land, während Handwerk und Industrie wenig entwickelt waren. Nur die Salzbergwerke in Bochnia und Wieliczka wurden intensiv genutzt, und die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckten Erdölvorkommen in Boryslaw und Drohobycz wurden industriell ausgebeutet. Um 1910 war Österreich dank Galizien das drittgrösste Ölförderland der Welt nach den USA und Russland. Die schleppende Industrialisierung bei gleichzeitig rasantem Bevölkerungsanstieg veranlasste viele Leute dazu, ihre Heimat zu verlassen. Die bäuerliche



Mehrsprachige (dt., pol. ukr.) Ansichtskarte des Grenzübergangs in Brody um 1910 [© Brodyer Regionalmuseum]



Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs einen schönen und erholsamen Sommer.

Dr. Maria Fekter
Finanzministerin



Allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern wünsche ich im Namen des ÖVP-Parlamentsklubs einen wunderschönen, erholsamen und vor allem friedlichen Sommer und eine gute Zeit im Miteinander.

Karlheinz Kopf
ÖVP-Klubobmann

Demokratie, das politische System Israels muss das aushalten. Israel ist eine freie Gesellschaft, und es gibt viel Selbstkritik. Doch natürlich macht es einen Unterschied, ob ein Israeli oder ein Nicht-Israeli die Politik Israels kritisiert.

Die legitime Kritik endet jedoch dort, wo das Existenzrecht Israels betroffen ist. Die Menschen, die argumentieren, das Judentum sei eine Glaubensgemeinschaft – wozu braucht es einen eigenen Staat? Der Grund ist, dass das Judentum die einzige Religion ist, die sich auch als Volk versteht und daher ein Recht auf nationale Selbstbestimmung besitzt.

Im Fall Grass spiegelt sich das derzeitige Problem exemplarisch. Sein Bild des Nahen Ostens ist total verzerrt, wenn er Israel als die grösste Gefahr für die Region bezeichnet. Die aktuellen Revolutionen im Nahen Osten zeigen, dass der Israel-Palästina-Konflikt nicht das Hauptproblem in der Region ist, denn diese Krisen haben nichts mit der Palästinenser-Frage zu tun. Es gibt in Israel viele hervorragende Schriftsteller – Grass sollte ihnen oder anderen Intellektuellen aus dem Nahen Osten das Schreiben über Israel und die Region überlassen.

Sie haben den israelisch-palästinensischen Konflikt angesprochen: Welche Schritte müssen Israeli und Palästinenser unternehmen, um einen fairen Friedensschluss zu erreichen?

Es gibt keine Alternative zu einem Palästinenser-Staat. Doch zuerst geht es um die Anerkennung des Existenzrechts Israels. Israel muss sich immer verteidigen können. Wir haben keine territoriale Tiefe, deshalb benötigen wir Sicherheitsgarantien. Das Dilemma, vor dem unsere Politik steht, ist: Welche Risiken kann Israel für ein Friedensabkommen auf sich nehmen, ohne damit die eigene Existenz zu gefährden? Alle politischen Parteien sind für ein Abkommen, aber sie unterscheiden sich darin, wie weitreichend die Kompromisse sein sollen. Es wird darüber heftig diskutiert.

Warum gestalten sich die Verhandlungen dermassen schwierig? Und was sind die grossen Streitthemen?

Die grossen Streitthemen sind Jerusalem, der Grenzverlauf und die Siedlungen. Man darf jedoch nicht vergessen, dass ungefähr eine Million Araber in Israel leben. Warum sollen da nicht 3000 bis 4000 Juden in der Westbank leben dürfen? Soll die Westbank „judenrein“ werden? Die Situation ist weder für Israeli noch Palästinenser einfach, es sind mutige und schwierige Entscheidungen und Zugeständnisse notwendig. Doch die Palästinenser streben in internationalen Gremien die Anerkennung als Staat an, das heisst, sie möchten anerkannt werden, ohne mit uns zu verhandeln und Konzessionen zu machen.

Die Palästinenser sind gespalten. Das Hamas-kontrollierte Gaza ist zu einer Raketenbasis geworden. Wir wollen nicht, dass das gleiche in der Westbank passiert. Ein neues politisches Abkommen darf unsere Sicherheit nicht verringern.

Ich will nicht die Fehler, die Israel in den letzten Jahren in den Verhandlungen gemacht hat, unter den

Teppich kehren, allerdings sind sie sicherlich auch nicht gravierender als jene, welche die arabischen Despoten gemacht haben.

Zurück zu Österreich: Wie schwierig ist es, auch bei emotional aufwühlenden Themen als Repräsentant des Staates Israel stets diplomatisch zu bleiben?

Ich trage hier in Österreich immer gewissermassen drei Mützen: einmal bin ich Jude, dann Israeli und schliesslich Botschafter.

Exzellenz, herzlichen Dank für das Gespräch! ■

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

ACHTUNG NEUE ADRESSE!!!

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, **Grübelstrasse 6,**
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45

Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindung: ERSTE BANK
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT05201131005151078
SWIFT-Code: GIBAATWW.

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray,
Michael Friedmann, Dr. Alfred Gerstl,
Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Dr. Alfred Gerstl.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Benz, Maria Enzenberger,
Dr. Pierre Genée, Mag. Dr. Gerald Gneist,
Mag. Gustav C. Gressel, Dr. Michael Halévy,
Mag. Schlomo Hofmeister, MSc,
Mag. Dr. Arnold H. Kammel,
Prof. Dr. Josef Kern, Dr. Tirza Lemberger,
HR Dr. Hubert Michael Mader, DI Isabella Marboe,
Dr. Iris Meder, Ing. Turgut Mermertas,
Mag. Silvia Perfler, Mag. Dr. Ursula Prokop,
Dr. Ines Sonder, Dr. Claus Stephani,
HR Dr. Christoph Tepperberg,
Naomi Felice Wonnenberg,
Halina Irena Zajac, ADir Gerhard Zirbs.

Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

**EDV-Koordination, Design und
grafische Gestaltung:**

Ing. Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Klampfer-Str 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird
keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich
das Recht vor, Manuskripte zu kürzen bzw. zu ändern.
Beiträge von Gastautoren müssen nicht die Meinung der
Redaktion wiedergeben.**



Seit 2009 vertritt Botschafter Aviv Shir-On Israel in Österreich. Nach dem Militärdienst während des Yom Kippur-Krieges und im Anschluss an sein Studium trat er 1978 in den diplomatischen Dienst ein. Perfekt Deutsch sprechend, war der Karriere-Diplomat (Jahrgang 1952) u.a. Botschaftsrat in Bonn, Botschafter in der Schweiz, Pressesprecher des Aussenministeriums sowie in verschiedenen Funktionen an den Friedensverhandlungen mit Israels Nachbarländern aktiv beteiligt. DAVID führte mit Botschafter Shir-On ein ausführliches Gespräch über die unterschiedliche Vergangenheitsbewältigung in Österreich und Deutschland, den Fall des Eisernen Vorhangs 1989 und den andauernden Nahost-Konflikt.

DAVID: Exzellenz, Sie haben nach ihrem Militärdienst an der Hebräischen Universität in Jerusalem Internationale Politik studiert. Anschliessend sind sie in den diplomatischen Dienst eingetreten. War es immer schon ihr Wunsch, Diplomat zu werden?

Botschafter Aviv Shir-On: Schon als Kind habe ich mich immer für Politik interessiert und die Nachrichten verfolgt, und zwar über Radio und Zeitungen, denn in meiner Jugend hatten wir daheim noch keinen Fernseher. Nach dem Studium der Internationalen Politik und nach meinem Militärdienst - ich war Panzeroffizier auf den Golan-Höhen während des Yom Kippur-Krieges - wurde ich in die Diplomatische Akademie aufgenommen, ein Jahr später in den diplomatischen Dienst, für den die Aufnahmekriterien sehr streng sind.

Ihr erster Auslandsposten führte Sie von 1981 bis 1985 in die israelische Botschaft in Bonn, eine der grössten Missionen Israels, und zwar als Erster Sekretär der Informationsabteilung. Welchen Bezug zu Deutschland hatten Sie vorher?

Meine Mutter stammte aus Deutschland, ich habe deutsche Verwandte im Holocaust verloren. Meine Familie war jedoch nie strikt anti-Deutsch. Als Kind wollte ich mit meiner Mutter nicht Deutsch sprechen, allerdings beherrschte ich es passiv immer schon sehr gut. Deshalb habe ich die Sprache dann in Deutschland rasch auch aktiv gelernt. Ich habe mich als Israeli gefühlt, entsprechend wollte ich Hebräisch sprechen. Generell wurde durch eine solche Einstellung in Israel das Hebräische als Sprache wiederbelebt. Meine Deutschkenntnisse waren sicherlich mit ein Grund,

dass ich meine Posten in Deutschland, der Schweiz und Österreich erhielt. Dazwischen kehrte ich immer für einige Jahre nach Jerusalem zurück: In Israel müssen Diplomaten nach einem Auslandsposten wieder in der Zentrale arbeiten, um dann wieder ins Ausland entsandt zu werden.



Botschafter Aviv Shir-On: "Seit der Waldheim-Affäre hat Österreich grosse Fortschritte in der Vergangenheitsbewältigung gemacht."

1988 kehrten sie als Botschaftsrat und Leiter der Informations- und Presseabteilung an die Botschaft in Bonn zurück. Das war damals eine höchst bewegte und geschichtsträchtige Zeit. Wie haben Sie den Fall des Eisernen Vorhangs miterlebt?

Ich habe den Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989 direkt mitverfolgt. Am 8. November, also am Vortag des Jahrestags der Reichskristallnacht, fand in West-Berlin eine grosse Gedenkveranstaltung statt. Als für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Verantwortlicher nahm ich auch teil und hatte mir für den nächsten Tag einige Termine in Berlin ausgemacht. Als ich am 9.

November im Fernsehen die Menschenmassen auf der Mauer sah, habe ich mir sofort ein Taxi genommen und bin zum Brandenburger Tor gefahren, um diese Ereignisse mit eigenen Augen zu verfolgen. Dass die Mauer so rasch fallen würde, war natürlich nicht vorhersehbar. Aber aufgrund von Michail Gorbatschows *perestrojka* und *glasnost* war seit Mitte der 1980er Jahre ein Wandel fühlbar gewesen.

Frankreich und England standen der Wiedervereinigung anfänglich höchst kritisch gegenüber. Welche Position vertrat Jerusalem?

Die Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik waren zu diesem Zeitpunkt sowohl politisch als auch wirtschaftlich schon sehr gut, auch der Jugend- und Kulturaustausch hatte stark zugenommen. Die israelische Führung musste jedoch Rücksicht auf jene Israeli nehmen, die noch selbst Erinnerungen an Grossdeutschland hatten oder Familienangehörige im Holocaust verloren hatten. Ende der 1980er Jahre gab es auch in der Knesset noch viele Abgeordnete, die selbst schlechte Erfahrungen mit Grossdeutschland gemacht hatten. Israelische Politiker und Diplomaten klärten die Bevölkerung aber über die erfolgreiche Vergangenheitsbewältigung in Deutschland auf und reduzierten so die Ängste.

Israel und Ostdeutschland hatten dagegen nie diplomatische Beziehungen unterhalten, denn die DDR



Die Idee der virtuellen Rekonstruktion zerstörter Synagogen wird seit dem Jahr 1998 an der TU Wien verfolgt. Seither wurde über 20 hauptsächlich Wiener Synagogenbauten digital neues Leben eingehaucht. Das Ziel war, neben der Erinnerungsarbeit auch einen Beitrag zum architektonischen Diskurs des jüdischen Baustils zu leisten.

Um dieses Tätigkeitsfeld auszuweiten und im Laufe der Zeit eine umfassende Datenbank zu schaffen, wird nun über die Grenzen Österreichs hinausgegangen. Nichts liegt dabei näher als die heutige Tschechische Republik, da viele bekannte Wiener Synagogenbauer auch dort umfassend tätig waren. Nach der Synagoge in Olmütz² stellt die Neue Synagoge in Brünn die zweite vollständig rekonstruierte tschechische Synagoge dar. Erste Hinweise auf eine jüdische Besiedlung der Stadt Brno, welche sich in der darauffolgenden Zeit immer stärker erweiterte, sind ab dem frühen 13. Jahrhundert zu finden.

Ab dem Jahre 1454 gab es für fast 300 Jahre jedoch kaum jüdisches Leben in der Stadt, da sowohl vonseiten der Bevölkerung als auch der Obrigkeit alles daran gesetzt wurde, dieses zu unterdrücken. Wie beinahe überall in Europa hatten jüdische Einwohner mit Pogromen und Verweisung aus der Stadt zu kämpfen, ein Umstand, der sich erst mit der Revolution im Jahr 1848 zu ändern schien. Fünf Jahre später wurde mit dem Bau der ersten Synagoge begonnen und im darauffolgenden Jahr der Israelitische Kultusverein gebildet. Bereits seit dem Jahr 1900 strebte der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Brünn aufgrund der wachsenden Anzahl der Gemeindeglieder den Bau eines weiteren Tempels an. Als adäquate Immobilie wurde 1904 das Mehrfamilienhaus Kolište □ Nr.45, erbaut in den Jahren 1883/84 von Joseph Arnold, angekauft und zum neuen Gemeindehaus umfunktioniert. Im ersten Stock sollte künftig die Kanzlei untergebracht sein. Der Hof dieser Baulichkeit hatte mit seinen Ausmassen von 36 mal 67 Metern die passende Fläche, um darin den geplanten Tempel zu platzieren. Den Auftrag für den Entwurf eines solchen erhielt im Jahr 1905 der Wiener Architekt Max Fleischer, mit dem Bauvorhaben an sich wurde der Brüunner Baumeister Alfred Zeisel betraut. Am 13. September 1906 – Fleischer selbst konnte diesen Tag nicht mehr miterleben – wurde der Neue Tempel mit einer Festrede des neuen Rabbiners Dr. Ludwig Levy feierlich eingeweiht.³

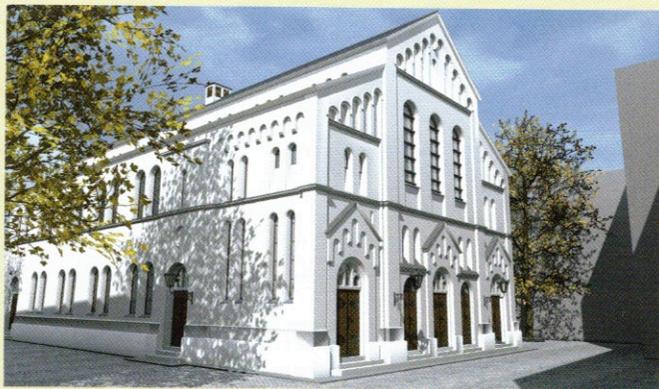
Die Neue Synagoge war das Dritte von insgesamt vier Brüunner Bethäusern, von welchen – nachdem der Grosse Tempel beim Einmarsch der Nazis zerstört und die Neue Synagoge sowie die Polnische Schul entweiht und geplündert worden waren – einzig die 1936 nach Plänen des Architekten Otto Eisler erbaute Agudas Achim Synagoge, noch bis heute besteht und in Verwendung ist.

Neoromantischer Baustil

Max Fleischers letztes Bauwerk unterschied vor allem der Stil, in dem es erbaut wurde. Sämtliche seiner anderen grösseren Tempelbauten waren im neugotischen Stil ausgeführt, als Baustil der Neuen Synagoge wählte er die weniger monumentale Formensprache der Neoromanik. Das Gebäude erstreckte sich in der Grundform einer dreischiffigen Basilika über eine Gesamtlänge von 36 Metern. Es mass etwa 18 Meter in der Breite, und der Abstand zwischen Hofniveau und Giebelspitze betrug 18,5 Meter, wobei sich einzig der Rauchfang einen Meter über diesen erhob. Diese Höhe war im Inneren aufgeteilt in Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachboden, wobei sich das Obergeschoss als Split Level präsentierte. Das Mittelschiff war von einem Satteldach, die Seitenschiffe von zu den Stirnseiten hin verblendeten Flachdächern überspannt.

Der Hauptgebetssaal erstreckte sich ebenerdig über 280 m², die Hälfte dieser Fläche fiel auf das Mittelschiff, und enthielt die 324 Sitzplätze für die männlichen Gemeindeglieder sowie Thoraschrein und Bima. Die 250 Plätze der Frauengalerien befanden sich an den Längsseiten über den Seitengängen im Obergeschoss. Diese waren durch eigene Nebeneingänge an der Westfassade über zwei, das Vestibül flankierende Treppenhäuser zu erreichen. Über die Nutzung der anderen Räumlichkeiten waren keine Informationen verfügbar. Die Vermutung liegt nahe, dass die winzigen Räume im ersten Stock Toiletten waren und die neben dem Aron ha-Kodesh gelegenen Zimmer dem Rabbiner dienten. Ob die Galerie, welche sich an der westlichen Breitseite über das Vestibül spannte, Teil der Frauengalerie war oder wie in christlichen Gotteshäusern ein allgemein zugänglicher Chor mit etwaiger Orgel gewesen sein könnte, bleibt ebenfalls ungeklärt. Die fünf Haupteingänge befanden sich nicht strassenseitig, sondern an der westlichen, zum Gemeindehaus orientierten Seite, welches auch den Hauptdurchgang zum Innenhof stellte. Dieser Teil unter dem Vestibül war wohl unterkellert. An die

Die virtuelle Rekonstruktion der Neuen Synagoge in Brünn



Blick vom Innenhof auf die Westfassade mit den Hauptzugängen.



Innenraumansicht von der Frauenempore Richtung Osten.



Straßenansicht von Südosten mit Blick auf Zufahrtstor und Apsis.



Innenraumansicht vom Vestibül in den Hauptbetsaal, der Originalfotografie nachempfunden;



Blick aus den vorderen Sitzreihen auf Almemor und Thoraschrein. Alle Abbildungen mit freundlicher Genehmigung von Katharina Wolf.

Zum Titelbild:

Synagoge in der Turnergasse/Dingelstedtgasse in Wien-Rudolfsheim, nach einem Aquarell von Emil Ranzenhofer, mit freundlicher Genehmigung der Österreichischen Nationalbibliothek, Bildstelle.